Vater Robinson

von

Adolf Wilbrandt

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch elegant gebunden zu beziehen.

Preis für den Einband 1 Mark.

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 2. Auflage.	Geheftet	M. 3.50.
—„— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte.	„	M. 2.—
—„— Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen.	„	M. 2.50.
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman.	„	M. 4.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	„	M. 3.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman.	„	M. 4.—
Bülow, Frieda von, Kara. Roman.	„	M. 4.—
Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage.	„	M. 3.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 3. Aufl.	„	M. 3.—
—„— Bozena. Erzählung. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Margarete. 3. Auflage.	„	M. 2.—
— Moriz von, Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten.	„	M. 2.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 6. Auflage.	„	M. 5.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Auflage.	„	M. 2.—
Heer, J. C., An heiligen Wassern. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.50.
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage.	„	M. 1.—
Hillern, Wilhelmine von, 's Reis am Weg. 2. Auflage.	„	M. 1.50.
—„— Ein alter Streit. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.—
Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. 3. Aufl.	„	M. 2.50.
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Auflage	„	M. 4.—
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen.	„	M. 4.—
Lindau, Paul, Der Zug nach d. Westen. Roman. 9. Aufl.	„	M. 4.—
Lindau, Rudolf, Martha. Roman.	„	M. 5.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke.	„	M. 3.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.50.
Muellenbach, E., (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen.	„	M. 3.—
—„— Vom heißen Stein. Roman.	„	M. 3.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	„	M. 3.—
Prel, Karl du, Kreuz am Ferner. Roman. 2. Auflage.	„	M. 5.—
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! Roman. 2. Auflage.	„	M. 4.—

Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen. 4. Auflage.	Geheftet	M. 4.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod. Hist. Roman.	„	M. 3.—
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 2. Auflage.	„	M. 2.50.
—„— Der arme Konrad. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Die letzte Wahl. Roman.	„	M. 3.50.
Sudermann, Herm., Frau Sorge. Roman. 42. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 18. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Der Katzensteg. Roman. 34. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 23. Auflage.	„	M. 2.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 20. Auflage.	„	M. 2.—
—„— Es war. Roman. 25. Auflage.	„	M. 5.—
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten.	„	M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Auflage.	„	M. 3.—
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent.	„	M. 2.—
Widmann, J. V., Touristennovellen.	„	M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Der Dornenweg. Roman. 3. Aufl.	„	M. 3.50.
—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage.	„	M. 3.50
—„— Hermann Ifinger. Roman. 4. Auflage.	„	M. 4.—
—„— Meister Amor. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Die Osterinsel. Roman. 3. Auflage.	„	M. 4.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 5. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.50
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Die glückliche Frau. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Fridolins heimliche Ehe. 3. Auflage.	„	M. 2.50.
—„— Vater Robinson. Roman.	„	M. 3.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 10. Aufl.	„	M. 4.—
Worms, Carl, Du bist mein. Roman.	„	M. 4.—

Vater Robinson.

Roman

von

Adolf Wilbrandt.

Stuttgart 1899.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Meinem lieben alten Freund

Josef Lewinsky

zugeeignet.

Erstes Buch.

I.

Wenn Magnus Friedeberg nach Wien kam — was nur alle drei, vier Jahre geschah — so vermied er, zum Verdruß seines Sekretärs, die großen, vornehmen Hotels der inneren Stadt; ihm war nur in der schlichteren Gemütlichkeit eines behäbigen vorstädtischen Gasthofs wohl, wo möglich nach hinten auf stille Gärten hinaus, wenn auch nur Schnee statt Laub an den Bäumen hing. Auch in diesem Februar, bei seinem letzten Besuch, stieg er „auf der Wieden" ab, in einem guten Haus an der Hauptstraße, das einen geräumigen Garten hatte; die kahlen, jetzt schneefreien Aeste der alten Bäume sahen ihm fast in die Fenster hinein. Vom Lärm der Straße hörte er wenig; seine beiden Zimmer waren lang, die Thür zwischen ihnen offen, nach alter Gewohnheit durchschritt er sie hin und her, die Hände auf dem Rücken, seine Gedanken zurechtlegend, eh' er den Sekretär hereinrief, um ihm zu diktieren. Elsner saß unterdessen im vorderen Zimmer, mit der Geduld einer Maschine wartend, fast gedankenlos an der Feder kauend. Er war un=

gefähr das unpersönliche Wesen, das Friedeberg brauchte; harmlos, bedürfnislos, ein langsamer, aber unermüdlicher Arbeiter, pünktlich wie der Glockenschlag, mit seinem stillen, guten Leben zufrieden. Auch das andere Geschlecht störte ihn wenig, seine dreißig Jahre waren beinahe so beruhigt wie die sechsundfünfzig seines Herrn. Er begann auch schon dick zu werden wie sein Herr, den seine Rastlosigkeit vor diesem verhaßten Uebel nicht schützte.

Doktor Brandis trat bei Elsner ein, von einem kleinen Kellner geführt, der ihm die Thür öffnete und dann verschwand. Elsner erkannte den Doktor nicht sogleich: bei der letzten Wienfahrt, vor drei Jahren, war Brandis in einem hellen, leichten Frühsommeranzug erschienen, heute kam er in einem „wohlhabenden" Pelz, obwohl dieser Februartag mild war. Sie begrüßten sich; Brandis sah nach der Thür, die zu Friedeberg führte. „Wollen Sie den Alten schon heute sehn?" fragte der Sekretär fast verwundert.

„Nun ja," sagte der Doktor lächelnd. „Möchte meine Aufwartung machen; wie immer."

Elsner zuckte die Achseln. „Wissen Sie, ich hab' eigentlich den Auftrag, Herrn Friedeberg nicht zu stören; er will nachher ausfahren und ist noch beschäftigt."

„Noch?" fiel ihm Doktor Brandis ins Wort. „Ich dachte, jetzt, wo es gegen Abend geht —!"

Elsner lächelte: „Wann wär' denn der Alte nicht beschäftigt? Das beginnt gewöhnlich morgens um sechs und endigt in der Nacht."

„Ich weiß, ich weiß," erwiderte Brandis. „Ich hab' ja die Ehre, ihn schon lange zu kennen. Hab' früher wochenlang mit ihm gearbeitet; hab's dann monatelang gespürt! Aber auf der Reise, dacht' ich ... Gestern erst gekommen!"

„Wir sind immer auf der Reise, Herr Doktor," warf Elsner hin, der in aller Gemütlichkeit doch auch gern etwas übertrieb. Das viele Fahren über Land und Meer war der Hauptverdruß seines sonst so guten, geordneten und geregelten Lebens. Er horchte jetzt an Friedebergs Thür; es waren immer noch die gleichmäßigen, langsamen Denkerschritte auf und ab, die er hörte. Dann schien der Alte aber still zu stehn, oder sich zu setzen. „Ich will's versuchen!" sagte Elsner leise, sich ein Herz fassend. Er klopfte.

Die Thür öffnete sich; die kleine, rundliche Gestalt mit dem mächtigen, grauhaarigen Kopf, den scharfen Zügen, der breiten Stirn erschien in diesem weiten Rahmen und sah mit gedankenvoll träumerischen Augen herein. „Was wollen Sie, Elsner?" fragte Friedeberg, der offenbar noch nichts wahrnahm als den Sekretär. „Mit wem reden Sie?"

„Bitte sehr um Entschuldigung!" antwortete Elsner mit seiner maschinenhaften Unterwürfigkeit und deutete auf den Gast.

„Ah! Sie sind es, Herr Direktor Brandis," sagte der Alte langsam. Er betrachtete ihn eine Weile mit den gleichsam erwachenden Augen und blieb dabei auf der Schwelle stehn. Weder unhöflich noch höflich, mit der unpersönlichen, schlichten Trockenheit, die

Brandis an ihm kannte, setzte er dann hinzu: „Was wollen Sie heut bei mir?"

Der Direktor verneigte sich tief: „Verzeihen Sie, wenn ich störe! Ich las in der Zeitung, daß Sie gestern in Wien angekommen und in diesem Hotel abgestiegen seien; da hab' ich mich denn aufgemacht —"

„Haben Sie dazu Zeit?" unterbrach ihn Friedeberg, dessen gewaltige Brauen auf und nieder gingen. „Es war meine Sache, zu Ihnen in die Anstalt hinauszukommen, und das soll morgen geschehn."

Brandis verneigte sich wieder: „Es wird uns allen eine Ehre und eine Freude sein. Aber Sie begreifen, es drängte mich doch, unsern edlen Patronus, den Begründer und Erhalter unsrer Anstalt, den großen Mann —"

Jetzt runzelte der Alte die Stirn und hob den rechten Arm so plötzlich, daß der Direktor nicht weitersprach. „Bitte, lassen Sie diese Tiraden den Zeitungen," sagte er fast unhöflich. „Sparen Sie Ihren Atem ..." Etwas freundlicher fuhr er fort: „Wie Sie auch Zeit und Geld hätten sparen können und draußen zwischen Ihren Bergen warten, bis ich komme. Ihre Zöglinge haben Sie nötiger als ich. Es handelt sich ja nur darum, daß Sie und ich unsre Schuldigkeit thun; um unsre lieben Personen handelt es sich nicht."

„Ich weiß, ich weiß," entgegnete der Direktor, etwas verlegen lächelnd. „Ich erinnere mich noch eines Ihrer geflügelten Worte: ‚Es giebt keine Personen, es giebt nur Sachen, denen die Personen sich hinzugeben haben.'"

„Nun, dann konnten Sie ja ruhig draußen bleiben," sagte Friedebergs sachliche Stimme; das ernste Gesicht lächelte auch einen Augenblick. „All das Gute, das Sie da leisten — ich höre nur Gutes — das sehe ich ja morgen. Lassen Sie aber die Kinder keine Faxen machen, um mich zu ‚begrüßen', zu ‚ehren'; daraus entnehmen diese jungen Gehirne nichts als die Moral: ‚Alle Welt ist eitel; sollen wir's nicht auch sein?' Und wir wollen ja doch aus diesen verwahrlosten Geschöpfen möglichst brauchbare Menschen machen; Mustermenschen, wenn's möglich ist. — Sie entschuldigen mich, lieber Herr Direktor, wenn ich so unhöflich bin, mich Ihnen zu entziehen; ich hab' viel zu thun, und es wird schon Abend. — Morgen in der Anstalt!"

Er grüßte mit der Hand; über die großen, harten Züge ging etwas Weiches, Menschenfreundliches. Dem Doktor Brandis war eine Röte angeflogen; sie zog sich aber sogleich wieder zurück. Er kannte seinen Alten. Er wunderte sich nachträglich gar nicht, daß der ihn nicht zum Niedersitzen eingeladen hatte. „Ich werde also dann die Ehre haben," sagte er mit einer neuen Verneigung. „Verzeihen Sie die Störung."

Friedeberg gab ihm die Hand: „Adieu!"

Der Direktor ging. Elsner begleitete ihn bis zur Thür; dann machte er hinter ihm zu und kam zurück. Der Alte war schon in sein Zimmer verschwunden; Elsner folgte ihm. An seinem großen, mit Papieren und Büchern bedeckten Schreibtisch ließ Friedeberg sich nieder und murmelte vor sich hin: „Ein braver, tüch-

tiger Mann, dieser Brandis; aber er kann noch immer nicht unpersönlich werden."

Der Sekretär zuckte stumm die Achseln.

Friedeberg wandte den Kopf: „Nun? Sie waren beim Präsidenten?"

„Jawohl," antwortete Elsner; „heute nachmittag. Ich wollte nur nicht stören, darum wartete ich mit meinem Bericht, bis Sie mich rufen würden."

„Sehr richtig! Jedes zu seiner Zeit! — Und was uns selber angeht, das kann immer warten ... Also Nachrichten über meinen Sohn?"

„Jawohl," erwiderte Elsner zögernd. „Ich muß aber leider sagen —"

„Leider? — — Davon später. Was haben Sie von der andern Anstalt, vom großen deutschen Asyl gesehn?"

Elsner machte sein bedeutendes Gesicht: „Direktor Walter," sagte er, „und der ganze Vorstand waren tief gerührt, daß Sie noch wieder so bedeutende Opfer bringen wollen. Mit dem früheren Kapital, das Sie durch Ihre Schriften und Reden in Deutschland und Oesterreich und drüben gesammelt haben, ist nun genug beisammen, meint der Herr Direktor, um die gewünschte große Erweiterung durchzuführen."

„Endlich!" stieß der Alte heraus und rückte vor Freude auf seinem Stuhl. „Endlich! — Es hat Zeit gekostet!"

„Mühe, wollen Sie sagen. Mühe und Opfer!"

„Woher wissen Sie, was ich sagen will," erwiderte der Alte trocken. „Danach waren Sie beim Präsidenten?"

Elsner zögerte wieder ein wenig: „Ja, Herr Friedeberg. — Sehr betrübende Mitteilungen über Ihren Sohn."

„Betrübende?" murmelte Friedeberg und seufzte. Er bohrte die großen, grauen Augen eine Weile in den Tisch hinein. Er blickte wie fragend, erwartend auf den Sekretär; dann schüttelte er aber den Kopf: „Von den Familienangelegenheiten später. Später ... Was denkt denn der Präsident über meinen Vorschlag, beim Minister und beim Parlament dafür zu wirken, daß diese wissenschaftlichen Sammlungen für die neue Akademie erworben werden?"

„Der Herr Präsident drückte sein Erstaunen und seine Bewunderung aus, daß Sie, der Sie so viele Jahre für die Witwen und Waisen, für die Verwahrlosten und Bresthaften gewirkt und geopfert hätten, auch noch Zeit und Kraft fänden, für die Wissenschaften —"

„Schon gut," fiel ihm Friedeberg etwas ungeduldig ins Wort. „Kommen Sie zur Sache, Elsner. Was sagt er zu meinem Vorschlag?"

„Daß dieser Erwerb allerdings sehr zu wünschen wäre; und daß bei der allgemeinen Verehrung, bei dem hohen Ansehen Ihres Namens —"

„Weiter, weiter!"

„Und bei Ihrer rastlosen Thätigkeit für jede einmal ergriffene Sache das gewünschte Resultat wohl auch zu erwarten sei. Der große Betrag, mit dem Sie vorangehen wollen, falls es nötig wäre, der werde wohl vollends gute Stimmung machen, meinte der Präsident. Und er werde Sie aufsuchen —"

„Das ist meine Sache," warf der Alte ein. „Morgen abend, wenn ich vom Kinder-Asyl zurückkomme, fahr' ich zum Präsidenten. Es wär' eine Schande, wenn diese Sammlungen, wie so viele vor ihnen, wieder ins Ausland gingen! Landeskinder, ausgezeichnete junge Männer, haben sie unter unendlichen Mühen und Gefahren jahrelang gesammelt; sie sind einzig in ihrer Art, so viel ähnliches es auch giebt. Und dieser Schatz, der gewissermaßen ein Stück von unserer Ehre ist — ich sage ‚unserer' als geborener Wiener — den sollten die Wiener nach Paris oder London ziehen lassen? Eine Schande, sag' ich! Nein, den halten wir fest!"

Er schlug mit der Hand auf den Tisch, als läge dort dieser Schatz, und als hielt' er ihn. — Dann schien er aus diesen Gedanken langsam zu erwachen; ihm fiel wieder ein, daß noch etwas zu besprechen war. „Na ja, und der Präsident," murmelte er verfinstert. „Was läßt mir der Präsident also sonst noch sagen —"

„Von Ihrem Sohn," antwortete Elsner stockend.

„Nun, heraus damit!"

Der Sekretär zuckte zart mit den Achseln, wie zur Vorbereitung. „Es sei ja sehr begreiflich — meinte der Präsident — aber auch sehr zu bedauern, daß Ihre großherzige und beinahe beispiellose Hingebung an das Allgemeine, an die Menschheit —"

Friedeberg trommelte mit den Fingernägeln auf den Tisch: „Ohne Rhetorik, wenn ich bitten darf!"

So sachlich wie möglich fuhr Elsner fort: „Daß

Ihnen die so wenig Zeit lasse, sich mit Ihren persönlichen Angelegenheiten zu beschäftigen —"

„Mit dem Sohn da, meint er!" rief der Alte aus. „Ich lebe nicht für mich und für meinen Sohn! Wer der Welt etwas nützen will, muß dem lieben Ich nicht viel nachfragen; und was ist so ein Söhnlein anders, als das zweite Kapitel vom Ich. Da kriechen sie zu Tausenden auf der Erde wie die Schnecken herum — die Menschen, mein' ich — tragen ihr Haus auf dem Rücken, lieben ihr Haus, verkriechen sich in ihr Haus, wenn ihnen die Welt nicht zusagt. Für das ‚Haus' thun sie alles; an so einen nichtsnutzigen Burschen, der zuletzt irgendwo als Schreiber oder Wursthändler unterkriecht, an so ein Gänschen, das endlich mit irgend einem Gänserich wieder kleine Gänschen zeugt, verschwenden sie mehr Herz und Zeit und Kraft, als an die ganze übrige Menschheit! — Das ist der Fluch, der auf der Menschheit liegt; darum kommen wir nicht vom Fleck! Dieser verkappte und verklärte Egoismus, diese Affenliebe, die man unter hundert großen Namen besingt, die ist schuld daran, daß Bienen und Ameisen größer sind als wir! — — Ich hab' meinen Jungen gekleidet und genährt; ich hab' ihm gute Lehrer und gute Lehren gegeben; auch an guten Erbschaften aus Vater- und Mutterblut hat's ihm nicht gefehlt. Mit alledem hatte er die Pflicht, grade zu wachsen wie seine selige Mutter und wie ich, sein Vater! Daß ich nicht bloß für ihn lebte, nicht auch über einem Menschlein die ganze Menschheit vergaß, darum müßt' er mich loben und

mir danken, wenn er Geist ist von meinem Geist. Ich dachte — —"

Eine düstere Traurigkeit kam über das strenge Gesicht, auch über die sinkende Stimme. Sie wuchs noch, während er fortfuhr: „Ich dachte, er wird mich einst fortsetzen, mich und meine Arbeit ... Diesen Lohn, bildete ich mir ein, hätt' ich wohl verdient; — denn an irgend einen Lohn zu denken, können wir leider nicht lassen. Schlägt er nun doch aus der Art, so entgeht mir meine Prämie; statt der Bürgerkrone wird mir eine Dornenkrone ..."

Er drückte eine Weile die Augen zu, nachdem er, wie der einsame Mann sich gewöhnt, vor dieser wandelnden Maschine sein Herz ausgeschüttet hatte. Noch mit geschlossenen Augen fragte er, sich aufraffend: „Was sagte Ihnen also der Präsident über meinen Sohn?"

„Auch viel Gutes," fing Elsner an. „Er rühmte seine Begabung, seinen Geist für die Wissenschaften —"

„Das that er immer," warf der Alte hin.

„Sein ausgezeichneter Kopf lerne alles spielend; er gelte auch in Mathematik und Physik für den ersten unter seinen Kameraden —"

Der Alte nickte zufrieden.

„Wenn er nur wollte, meinte der Präsident, könnte er in kurzem Doktor und Dozent und Professor sein —"

„Wenn er nur wollte!" fuhr Friedeberg auf. „Ja, wenn er nur wollte! An diesem ‚Wenn' geht die halbe Menschheit zu Grunde! — Warum will er

nicht? Ich hab' ihn die Wissenschaft wählen lassen, die er sich verlangte. Ich hab' ihn wieder nach Wien gehen lassen, weil er seine Studien hier zu vollenden wünschte, und unser Amerika dem jungen Herrn so wenig gefällt. Für seine Studien wie für seine Thorheiten — denn die Jugend will ja durchaus etwas thöricht sein; man weiß nicht, warum — für beides hat es ihm nie an Geld gefehlt, ich kann's ihm geben. Auch Selbständigkeit und Freiheit hab' ich ihm gegönnt, denn aus Sklaven wird nichts. Warum thut er nun doch nicht gut? Warum nicht? Was sagt der Präsident?"

Elsner zuckte die Achseln, eine seiner Lieblingsbewegungen: „Die bekannten ‚bösen Feinde', sagt der Präsident. Müßiggang, Wein, Spiel — schlechte Gesellschaft —"

Er hielt inne.

„Was für schlechte Gesellschaft? Vermutlich auch Frauenzimmer?"

Elsner zuckte abermals die Achseln. „Wohl auch Frauenzimmer —"

Friedeberg seufzte auf. „Das ist das ewige Kreuz, an das der Teufel uns nagelt!" — Er war aufgestanden, die Hände legten sich ihm nach ihrer Gewohnheit wieder auf den Rücken, so ging er durch das Zimmer hin. Was er jetzt dachte, mochte er nicht aussprechen, so viel er auch vor dieser Maschine sagte; nur seine auf und nieder gehenden Brauen sprachen, etwa wie die regen Fühlhörner eines sonst bewegungslosen Käfers. Frauenzimmer, dachte er; was waren

mir Frauenzimmer; von seinem Vater hat er das nicht geerbt. Auch in seiner guten Mutter Blut war kein unreiner Tropfen ... Aber weit vom Stamm fällt der Apfel nicht; — meine Schwester — da liegt's!

Er blieb wieder stehn. „Sie waren bei meinem Sohn in seiner Wohnung?“ fragte er über die Schulter.

„Jawohl,“ antwortete der Sekretär. „Er war wieder nicht zu Hause. Ich hab' ihm hinterlassen, daß Sie ihn in dieser Stunde erwarten, weil Sie dann ausfahren müssen und Ihr Wagen wartet.“

II.

Der kleine Kellner, der vorhin den Direktor Brandis heraufgeführt hatte, trat durch die offene Thür von Elsners Zimmer ein, machte vor dem Alten mit dem großen, ernsten Gesicht eine unsicher respektvolle Verbeugung und überreichte dem Sekretär eine Visitenkarte, die er in der Hand hielt. „Was giebt's?" fragte Friedeberg, da er den Kellner leise reden hörte, ohne ihn zu verstehn.

„Ein Herr wünscht Sie zu sprechen," antwortete Elsner und gab ihm die Karte hin. „Ein Herr Doktor Robinson."

„Robinson?" murmelte der Alte. „Ich kenne, soviel ich weiß, keinen Robinson."

Er schaute aber das Kärtchen mit wachsender Aufmerksamkeit, beinahe etwas betroffen, an. Unter dem gedruckten Namen stand geschrieben: „Herrn Magnus Friedeberg wohlbekannt, aus alter Zeit." Ihm war, als müsse er die Handschrift kennen. Ihm fiel etwas daran auf, ganz entschieden; doch konnte er nicht sagen, was ... Er rieb sich die Stirn, wie um sein Gedächtnis zu wecken.

„Soll ich sagen," fragte der Sekretär, „daß Sie beschäftigt sind?"

Friedeberg schüttelte den Kopf. Es schien ihm doch notwendig, den Menschen zu sehn, der mit dieser Handschrift — —

„Ich lasse bitten," sagte er zum Kellner. Der Kleine schlüpfte hinaus. „Wenn dieser unbekannte Bekannte wieder fort ist," sprach der versonnene Alte über die Schulter hinüber, „so kommen Sie wieder herein!"

Elsner nickte; er verstand, daß er jetzt gehen sollte. Er trat in sein Zimmer. Dort öffnete sich eben die Thür zum Vorplatz, und ein Herr von mittlerer Größe erschien, in der linken Hand einen breitkrämpigen schwarzen Hut. War vorhin der Doktor Brandis in einem unzeitgemäßen Pelz gekommen, so kam dieser Herr im einfachen schwarzen Rock, ohne Mantel oder Ueberzieher. Und doch war er nicht mehr in jungen Jahren, sondern an den Schläfen und im Vollbart schon stark ergraut. Seine blauen Augen leuchteten aber im Schein der Lampe so hell, fast strahlend, daß Elsner verwundert hineinstarrte. Der Andere betrachtete den Sekretär mit einem langen, forschenden Blick, ohne etwas zu sagen. Darauf lächelte er ein wenig, flüchtig, und schüttelte den Kopf.

„Herr Friedeberg ist nebenan," sagte Elsner, wie um auf dieses Kopfschütteln zu antworten, und deutete auf die offen gebliebene Thür. Der Fremde dankte stumm und ging durch das Zimmer, mit überraschend elastischem Schritt. In der Thür blieb er einen Augen-

blick stehn, hörbar tief Atem holend; dann zog er die Klinke heran und machte hinter sich zu. Elsner sah und hörte nichts mehr. Drinnen lehnte sich jetzt der Andere gegen den Thürrahmen, offenbar bewegt; er betrachtete den kleinen Alten, der mitten im Zimmer stand, das Eulengesicht mit dem großen, grauen, unten am Kinn ausrasierten Backenbart, in den der hineingekämmte Schnurrbart überging. Nach einer Weile nickte er vor sich hin. „Guten Abend, Magnus Friedeberg,“ sagte dann seine tiefe, gedämpfte Stimme.

Friedeberg, etwas vorgebeugt, hatte ihn mit Spannung und Aufregung angeschaut; nun ging ihm ein Ruck durch den Körper. „Was ist das für 'ne Stimme?“ fuhr aus ihm heraus. „Nein —! Heiliger Gott!“

„Ja, ich bin's, Magnus,“ sprach der Andere weiter. „Nicht Robinson — das ist nur so — aber auch kein Geist, wie du beinah zu denken scheinst. Nein, ein Kerl von Fleisch und Blut: Gottfried Hellbach, früher einmal deiner Schwester Mann. Bitte, setz' dich; mein unerwarteter Anblick fährt dir in die Glieder, merk' ich. Na ja — nicht zu verwundern! — Hätt' dir wohl schreiben sollen, dich auf mich vorbereiten ... Hatte nicht die Geduld! Als ich heut so plötzlich las, du bist angekommen —“

„Mensch,“ fiel ihm Friedeberg in die Rede, fast ohne Stimme. Ihn verließ nicht leicht seine großartige Ruhe, seine „sachliche“; jetzt versagte sie ihm aber doch. Es schien ihn sogar leise etwas zu schütteln. „Mensch,“ wiederholte er; „ich — versteh's

noch nicht, ich fass' es nicht. Hellbach — der tote Hellbach —"

Gottfried Hellbach nickte, mit einer Art von Lächeln.

„Du! — Gieb mir die Hand —"

„Sie ist warm," sagte Hellbach und hielt ihm die Rechte hin; er trug keine Handschuhe. „Da hast du sie. Magnus!"

„Gottfried!"

Der Alte hatte die Hand gedrückt und hielt sie eine Weile fest; dann ließ er sie aber los und trat wieder ein paar Schritte zurück. „Gottfried!" sagte er noch einmal. „Ich muß dir in die Augen sehn — in die blauen Augen. Mensch, lache nicht, wenn ich sage: mir graut fast vor dir. Das ist ja undenkliche Zeiten her — als du mir deine Frau übergabst und nach Afrika gingst —"

„Und nicht wiederkam —"

„Und in allen Zeitungen stand, und wir alle glaubten, die Wilden in Wadai hätten dich erschlagen!"

Hellbach blickte in das scharfe, noch immer etwas erblaßte Gesicht, dann auf den Fußboden nieder. So zwischen den Zähnen brachte er langsam heraus: „Sie hätten's thun sollen, Magnus... Aber davon ein andermal..."

Er zog eine silberne Dose hervor, machte sie auf und schnupfte; darauf hielt er sie, vielleicht halb unbewußt, auch dem Alten hin. Friedeberg machte eine ablehnende Gebärde; Hellbach steckte die Dose langsam wieder ein. „Davon ein andermal," wiederholte er; mit

einem wunderlich toten Lächeln setzte er hinzu: „Ich lebe also — und wie jener Philosoph sagte, es war ja wohl Hegel: ‚was da ist, ist gut!‘ — — Verzeih einen Augenblick; lange stör' ich nicht; es greift mir aber auch in die Kniee, dieses Wiedersehn, ein paar Minuten möcht' ich niedersitzen ...“

Er nahm einen Stuhl und setzte sich. Friedeberg, der auch noch stand, that das Gleiche; sie schauten sich wieder an, Friedeberg schüttelte den Kopf, als fasse er es noch immer nicht. Gottfried Hellbach mochte an Thomas denken, er legte einen Finger an eine auffallende Narbe, die ihm auf der linken Stirn zum Auge lief: „Von den Wilden in Wadai!“ setzte er hinzu. „Die Kerle thaten übrigens eigentlich ihre Schuldigkeit; an ihnen lag es nicht, daß ich davonkam; — mit Hilfe eines treuen Schwarzen und eines Canoes kam ich aber davon. Und ward wieder gesund. Und dann — als ich wieder am Niger war — dann kamen gewisse Nachrichten über meine Frau ... Mach' kein so tragisch finstres Gesicht; ich erwähne das nicht, um dir etwas vorzuwerfen. Man kann eine Schwester ja nicht so hüten, wie den Ring am Finger; auch hätt' ihr Mann sie ja hüten sollen; warum ging ich fort? warum mußt' ich reisen? Ein verheirateter Mann soll sich keinem Teufel mehr ergeben, auch nicht dem Reiseteufel; — vielleicht hatt'st du recht, als du mir vor dem Abschied sagtest: ‚Gottfried, du bist und bleibst ein Egoist ...‘“

Friedeberg nickte vor sich hin; ruhig, ohne Härte

sagte er dann: „Leider hatt' ich wohl recht! — Damals hatt' ich recht."

„Vielleicht auch noch heut! — Es war der Ehrgeiz damals, der mich vom Nest trieb; Gerhard Rohlfs und Nachtigal und unsre andern Afrikaner ließen mich nicht schlafen. Die leisteten so schöne Sachen, zogen so wunderbare, helle Linien in das dunkle Afrika hinein; — ich will auch was! dacht' ich. Kreuz und quer durch Afrika! Meine Leidenschaft aus der Knabenzeit war wieder aufgewacht, konnt' nicht wieder einschlafen. So viel Ueberschuß an Gesundheit und Leben und Kraft ... Für die Erkenntnis, für die Wissenschaft, für die Menschheit! Und in anderthalb Jahren, dacht' ich, bin ich wieder da! — Aber es war doch wohl eigentlich der ‚böse Feind', vom Vater her, der mir im Blut oder in den Nerven saß; die Unruhe, das Ungenügen: Reisen, die Welt sehn, alles kennen lernen! Ich war fünfunddreißig Jahre alt und hatte noch immer nicht meine Weltlust, meine Reisewut gebüßt. Wenn ich so dalag, Henriette schlafen sah und nicht schlafen konnte; und so bei mir dachte: ich komm' ja wieder, Henriette, laß mich noch einmal hinaus, laß mich in die Welt! — Na ja — und so ging ich fort. Von meiner jungen, schönen, lieben Frau — alles ‚für die Wissenschaft' — — Nu, es hat sich gerächt!"

Er löste einen Seufzer, der ihm aus der Brust heraufstieg, in einen langen Atemzug auf; dann zog er wieder die Dose hervor und schnupfte. Die blauen Augen ruhten auf Friedeberg, der sich nicht rührte.

Mit einem weichen Lächeln sagte er: „Uebrigens, jünger, Magnus, bist du nicht geworden."

„Hab's auch nicht erwartet," antwortete der Alte. „Ich bin bedeutend grauer als du. — Dabei dieses nichtswürdige Starkwerden; ich begreif' nicht, wie das kommt, was das von mir will. Ich will heuer nach Marienbad gehn ... Du warst immer schlanker."

Hellbach sah lächelnd an sich hinunter: „Bin auch nicht mehr, wie ich war!"

„Nein, bist auch etwas ins Runde gewachsen ... Früher warst du der reine Aegypter; wie oft haben sie dich geneckt: du hast ja gar keine Eingeweide; 's ist kein Platz dafür da! — Jetzt sieht man doch schon den Platz. Ich staune aber, wie hart du bist: ohne Mantel, bei der Winterkälte."

„Mildes Wetter, Magnus! Kein Frost, kein Schnee. Daß ich dir aber noch erzähle, wie das alles gekommen ist — daß ich tot war, und doch noch lebe — ich kam also, wie Gerhard Rohlfs, auf dem Binuë an den Niger zurück. Und wie ich da deine Briefe fand und las: Henriette fort, aus deinem Haus, mit dem Andern — da sah ich denn so allmählich ein — freilich nicht sogleich, sondern nach langer Verzweiflung und allerlei Narrheiten — aber ich sah doch allmählich ein: mich muß ich verfluchen, ich hab' die Schuld; warum ging ich nach Afrika! Und eines Nachts, auf der Erde, unter dem Sternenhimmel, kam mir der Gedanke: was hab' ich noch in Europa zu suchen, ich mit meiner Schande! Da bin ich ihr höchstens im Weg, dieser Frau. Und renne überall

an mein Elend an ... Die Erde ist ja groß genug, für mich und für sie. Ich leb' hier draußen so gut wie daheim. Eigentlich ist mir recht geschehn, ich war ein Egoist; und wenn sie nun hört, ich bin tot, so kann sie wenigstens in Frieden leben mit dem Andern, als sein ehrliches Weib! — — So dacht' ich, Magnus ..."

Er blickte vom Boden auf. Er sah die grauen Sterne des Alten auf sich geheftet, offenbar in tiefer Verwunderung; Friedeberg sagte aber nichts, rührte sich auch nicht.

„Es scheint dir nicht einzugehn, Magnus. — Thut nichts. Jeder muß ja so sein, wie er ist! — Du und ich, wir waren immer zwei sehr verschiedene Gewächse ... Also um es kurz zu machen: ich ließ es dann dabei, daß die Zeitungen gemeldet hatten, ich sei totgeschlagen; und gab mir einen andern Namen, wie einen andern Menschen; und kam wieder ans Meer, und dann nach Südafrika; und da blieb ich lange. Hab' mich dann auf der ganzen Erde herumgetrieben, in allen sogenannten Weltteilen; hab' auf allerlei Art Geld verdient, und in ebenso vieler Manier wieder ausgegeben; eigentlich schlecht ging mir's nicht. Menschen fand ich immer; daß ich für euch verschollen und tot war, das war mir ganz recht. Mittlerweile hört' ich einmal: auch sie ist verschollen ..."

Die innere Bewegung schüttelte ihn nun doch. So erhaben ruhig wie Friedeberg konnte er sich nicht fassen; er stand auf, nahm die Lehne seines Stuhls

in beide Hände, schaukelte ihn eine Weile hin und her. Die Stimme zitterte ihm anfangs, als er die Stille wieder unterbrach: „Es war mir doch eine märchenhafte Sache, Magnus — sie und ich verschollen! — Aber jetzt seh' ich es ruhig an. Ich hab' keinen Groll mehr gegen deine Schwester, nach so vielen Jahren; ich heiß' nicht mehr Hellbach, sondern Robinson; was sie gethan hat, sag' ich mir, hat sie einem Andern gethan. Jung war sie, — noch viel zu jung; als sie meine Frau wurde, war sie erst siebzehn alt, ich schon dreiunddreißig. Nun hab' ich meine vierundfünfzig auf dem Rücken" — Hellbach legte die Hand aufs Herz — „und hier wohl noch mehr! Da wird man wohl ruhiger. Also hab' keine Furcht, daß ich hier bin, um Thorheiten zu begehen. Sag' mir nur — sag' mir, Alter —"

„Was?"

„Was du von ihr weißt? Ob sie — noch lebt?"

„Meine Schwester Henriette?" fragte Friedeberg mit so tief gezogenen Brauen, als befremde ihn die Frage sehr.

„Nun ja."

Friedeberg fuhr mit der flachen Hand durch die Luft: „Seit sie mein Haus verlassen hat — mit dem Andern da — kenn' ich sie nicht mehr. Sie mag leben und sterben, wie sie will. Für mich ist sie tot."

„Hm! — Der alte Spartaner. Der bist du also geblieben —"

„Dachtest du etwa, nicht? — Ich that meine Schuldigkeit, als du sie mir übergeben hattest und sie

bei mir war! Ich zeigte ihr Aufgaben, einen edlen Inhalt für ihre Einsamkeit; ich sucht' ihre junge Seele für alles Große und Gute zu erwärmen. Das war nutzlos. Sie hatte kein Herz für die Menschheit, nur für einen Menschen. Für sein hübsches Gesicht, seine guten Manieren, seinen ‚schmelzenden Tenor‘, wie man ja wohl sagt. Mit dem ging sie davon. Mir ließ sie die doppelte Schande, — für dich und für mich. Seit dem Tag ist sie tot!"

„Tot," murmelte Gottfried Hellbach wie ein schwaches Echo. Er war eine Zeitlang still. Endlich beugte er sich über seine Stuhllehne vor und fragte: „Auch gestorben?"

„Ich weiß nicht," antwortete Friedeberg und stand auf. „Mag sein ... Als du wunderlicher Mensch dich so lebendig begraben hattest — niemand zweifelte mehr an deinem Tod — da dacht' ich: nun wird der Andere sie heiraten! — Aber sie lebten so weiter, wie bisher. In der alten Sünde. Endlich trennten sie sich, — wie man mir erzählte; oder schrieb sie mir's; kann sein. Ob sie nun noch lebt — und mit wem — ich weiß es nicht. — Auch ein Kind war da ..."

Hellbach hatte die Augen geschlossen; er atmete nun schwer und laut, das Kinn sank ihm auf die Brust. Der Alte sah ihn in seiner stillen, forschenden Weise an und schüttelte den Kopf.

„Wie dir das alles noch zu Herzen geht," nahm er dann wieder das Wort. „Wenn du noch so jung, so weich bist — jünger und weicher, als du ein=

gestehen willst — unglücklicher Mensch, warum kamst du dann nach Europa zurück? Warum hieltst du dir nicht Wort, bliebst in deinem „Jenseits‘?“

Hellbach faßte sich. „Du irrst,“ sagte er mit einem mannhaften Lächeln, „ich bin nicht so weich. Das kam nur so, weißt du; geht auch so vorüber ... Warum ich mir nicht Wort hielt? — Mangel an Berechnung, Magnus. Hatte nicht berechnet, wie lang doch das Leben ist! Wenn so Jahr um Jahr — — und die müden Knochen — und daß schließlich alle Weltteile doch einander gleichen — und die Heimat, die Sehnsucht — — kurz, da dacht' ich endlich: bin schon so lange tot; wer kennt noch den gealterten, verwitterten Gottfried — mit dem falschen Namen! Und so kam ich durch den Suezkanal und über Italien her ... Hier, in der Millionenstadt, kann ich ja so verschollen leben wie in Afrika; — und das thu' ich auch. Bald vier Jahre lang; schau, und du hast doch noch nichts von mir gehört, noch gesehn. Hätt'st auch n i e — — solltest n i e — — Aber die verwünschte Zeitung heut im Kaffeehaus! Wie ich da auf einmal lese, nach langer Abwesenheit ist das berühmte Wiener Kind, der große Wohlthäter Magnus Friedeberg wieder einmal hier — Magnus, ihr Bruder — — ich zuckte und saß dann lange still, wie vom Schlag gerührt. Soll ich hingehn? dacht' ich plötzlich. Mir schien's ganz unmöglich; dann möglich; dann natürlich. Ich bin fortgerannt, bin in meiner Lieblingseinsamkeit bei der Reichsbrücke, an der neuen Donau, lange umhergegangen; hab' mit mir gekämpft —

wieder furchtbar jung ... Na, genug, ich bin hier; hab's nicht lassen können. Nun hab' ich dich gesehn, du altes steinernes Gesicht, und nun ist's gut. Nun kriech' ich in mein Loch zurück, mach' die Thür wieder zu. Jeder seiner Wege. Noch eine Hand, und Adieu!"

Er hielt die bräunliche, blaugeäderte Hand auch hin; Friedeberg nahm sie aber nicht. „Warum eilst du so?" fragte er. „Denkst du, ich hab' kein Herz für den alten Freund?"

Hellbach lächelte, mehr mit den Augen als mit dem Mund; es war ein melancholisch weiches, geistreich feines Lächeln, überraschend für Friedeberg, der von dem „alten Freund" dergleichen nicht erwartet hatte. „Was ist dir so eine Nummer," erwiderte er, „so ein einzelnes Menschenkind? Du lebst im Ganzen, im Großen — mehr als je, rastloser als je; ich les' und hör' davon, und bewundere dich. Bin doch auch in der Welt viel herumgekommen, aber so ein Ozeanhüpfer war ich doch nicht. Der atlantische Ozean ist ja ein Rinnstein für dich —"

Friedeberg lachte auf. Die kleine Gestalt schüttelte sich. „Ganz so arg ist's nicht!" sagte er dann. „Ganz so arg ist's nicht!"

„Aber nicht viel weniger. Halber Amerikaner, halber Europäer; drüben deine Bergwerke und Fabriken, hüben die alte Heimat, die Gründungen, die menschenliebenden Werke —"

„Dergleichen thu' ich auch drüben," unterbrach ihn der Alte. „Meine Meinung ist: man darf nur

großer Kapitalist sein, wenn man mit seinem Geld auch Großes thut."

„Sehr schön, alter Magnus; aber du thust's ja nicht bloß mit deinem Geld, sondern mit dem ganzen Menschen, mit Kopf und Herz, mit Armen und Beinen. Verbreitest deine Ideen, predigst Menschenliebe, lockst auch das Geld der Andern aus seinen Höhlen, wirbst Mitthuer und Nachfolger. Wie gesagt, ich verfolge dich und bewundere dich. Manchmal denk' ich nur, der verliert wohl noch gar sein Ich, wie Schlemihl seinen Schatten —"

„Nun, und du?" fragte Friedeberg plötzlich. „Wie lebst du?"

„Ich?" — Hellbach lächelte schlicht, ähnlich wie vorhin: „Nu — wie ein Egoist! Mit meinen Sammlungen, kleinen Kunstsachen, Raritäten, Büchern; mit meinen wissenschaftlichen Instrumenten und Apparaten, — ich erfinde sogar neue. Vielleicht haben sie für die Welt keinen Wert; aber mich unterhalten sie" — er lächelte wieder — „mich begeistern sie. Kurz, ich lebe für mich!"

„Wunderlicher Kauz," sagte Friedeberg, der ihn mit den klugen, übersinnlichen Augen vom Haarschopf bis zu den Schuhen ansah. „Für dich. Warum nicht für die Menschheit?"

„Die ist mir zu groß! — — Für einen Menschen, einen einzelnen, leb' ich noch; das kann ich ... Wär' ja sonst längst wieder fort, in Amerika oder Afrika; aber in dem Haus, wo ich wohnte — draußen in der Vorstadt — da fand ich diesen Menschen, noch ein

Kind damals — nichts als ein kleines Mädel, Magnus; nicht wahr, das klingt dir komisch. Damals fünfzehn alt; ein armes, verlassenes Ding. Ich sah, daß das Ding nicht erzogen wurde; die Mutter im Irrenhaus und der Vater tot; ich sah, daß sie schief wuchs, diese kleine Lili; — und das kann ich nicht mit ansehn. Da rührt sich was in mir, so was Technisches; — hab's zuerst in Afrika erlebt, an einem sonderbaren Negerknaben, einem merkwürdig interessanten, verzwickten Fall. Seitdem geht mir das nach; ich kann's gar nicht lassen. Es regt sich, so zu sagen, der Bessermacher —"

„An einem beliebigen schiefgewachsenen Geschöpf?" fragte Friedeberg, als begriff' er diese kindliche Thorheit nicht.

„Nu, es muß schon was Besonderes sein! Sonst bleib' ich für mich! — Aber wenn der Fall mich reizt, dann geht mir's wie einem, der jemand pfuschern sieht und ungeduldig wird und ihm's aus der Hand nimmt. Dann zuckt mir's in den Fingern, weißt du, wie 'nem alten Gärtner, der 'nen losgerissenen Blumenstock schief in die Luft wachsen sieht und ihn wieder festbindet, und ihn beschneidet, wo's not thut, und ihm das Ungeziefer abnimmt ... So ging mir's mit dieser Lili. Und statt drei, vier Wochen bin ich nun drei, vier Jahre hier; und dieses fremde Kind — dieses fremde Kind — das ist mir wie ein eigenes worden ..."

Er verbarg sein Gefühl hinter einem Lächeln; wie um sich zu entschuldigen, zuckte er die Achseln: „Ja, so leb' ich, Magnus. Für mich und für sie.

So ein weltumfassendes Herz hab' ich nicht, wie du; — verachtest mich wohl darum. Könnt' ich irgend eine gute, feine Menschenpflanze, oder ein paar, so recht zum Gedeihen bringen, daß die Erde sich an ihnen freuen müßte — daß sie ein Hauptschmuck und gewissermaßen ein Vorbild würden für den ganzen Garten — daran hätt' ich genug!"

III.

Gottfried Hellbach sprach noch, als er die Thür hinter sich aufgehn hörte und auf Friedebergs Gesicht eine so jähe Aenderung des Ausdrucks sah, daß er unwillkürlich den Kopf und den Körper wandte. In der Thür zu Elsners Zimmer stand ein junger Mann im Mantel mit einem bleichen, wie überwachten oder sonst ermüdeten Gesicht, das den überraschten Hellbach an seine ehemalige Frau erinnerte: dasselbe Braun des Haars und der schönen Augen, dieselbe feine Form der Nase und der Lippen, fast auch dieselbe Stirn, nur höher und breiter gewölbt. Indem der junge Mann den Mantel zurückwarf, mit einer, wie es schien, etwas gereizten, trotzigen Bewegung — hinter ihm ward Elsner sichtbar —, zeigte er seine wohlgebaute, schlanke Gestalt in modischer, eleganter Kleidung; doch unterschied ihn schon eine lose, kühn geschlungene Kravatte von dem Gigerlvolk. „Guten Abend, Vater!" sagte er nach einer kurzen Stille. „Du hattest gewünscht —"

Hierauf brach er ab, auf den Fremden blickend.

„Ja, ich hatte gewünscht," entgegnete Friedeberg, auf dessen ganzem Gesicht ein Gewitter lag. Er wandte den Kopf zu Hellbach: „Mein Sohn ..." Dann wieder auf den Jüngling blickend setzte er hinzu: „Ein alter Freund unseres Hauses, Doktor — Doktor —"

„Robinson," ergänzte Hellbach, da der Alte den Namen nicht fand.

Friedeberg schien sich setzen zu wollen, er sah auf seinen Stuhl. Darauf lehnte er sich aber nur gegen den Tisch, vor dem er stand — noch hatte er dem Sohn nicht die Hand gegeben — und begann in einem sonderbar fremden Ton, hinter dem sich viel verbergen mochte: „Ich hatte allerdings gewünscht. Hab' ich dich bei der Arbeit gestört, oder sonst in einer nützlichen, edlen Beschäftigung, so verzeih' mir, Hugo. Jede gute Beschäftigung, weißt du, ist mir heilig; — ich wünschte aber sehr, dich heut noch zu sehn. Es ist spät geworden —"

Er blickte auf seine Uhr.

Der junge Mann sah nach dem Sekretär zurück, der aber die Thür verschlossen hatte und verschwunden war. „Hat dir Elsner etwa nicht gesagt —?" fragte er mit erregter Stimme. „Ich war heute morgen schon an deiner Thür!"

„Morgens gehör' ich nicht mir," erwiderte Friedeberg mit scheinbarer kalter Ruhe; er hatte die Arme über der Brust gekreuzt. „Da wir uns nun endlich sehn, so will ich dir sagen —"

„Endlich!" fiel ihm der Sohn ins Wort. „Hätt'st

du mir gestern telegraphiert oder telegraphieren lassen: ich komme mit dem Abendzug, so wär' ich natürlich, wie andere Söhne, auf die Bahn gekommen. Ich erfuhr aber nichts —"

„Du erfuhrst nichts? Ich schickte Elsner noch gestern abend zu dir; hoffte den Abend in diesem Zimmer mit dir zu verleben. Dafür konnt' ich wohl nichts, daß du schon seit dem Nachmittag nicht zu Hause warst, sondern Gott weiß wo!"

„Ich wohl auch nicht, Vater," sagte der junge Mann mit gereiztem Lächeln. „Es pflegt vorzukommen, daß man nachmittags ausgeht und erst nachts wieder nach Hause kommt. Als ich Elsners Zettel auf meinem Tisch fand, war es schon zu spät, um dich aufzusuchen —"

„Zu spät! — Vielleicht gegen Morgen!"

Der Sohn antwortete nicht.

„Kurz," begann der Alte wieder, jetzt mit steinhartem Gesicht, „da wir uns nun endlich sehn, so will ich dir sagen: ich höre viel Erbauliches über meinen Sohn. Er lebt seinen Pflichten, ganz nach meinem Vorbild; er ist das Muster der Jugend, ermüdet sich durch Arbeit — beinahe zu sehr, wie es scheint; denn diese bleiche Farbe, die umränderten Augen, die etwas leblose Haltung deuten auf Nachtwachen hin — im Dienste der Wissenschaft. Ich lobe diesen Eifer, Hugo, denn der Mensch thut nicht leicht zu viel. Ich möchte nur nicht, daß die böse Welt dir nachsagte, diese äußere Erschlaffung und Zerrüttung käme vom Mißbrauch der Jugend: von nächtlichen Gelagen, vom Spiel und vom Venusdienst —"

„Vater!“ rief jetzt Hugo aus. Er hatte bisher an sich gehalten, die Hände zusammengedrückt, die Lippe gebissen, und so zugehört; nun fiel ihm aber der Hut zur Erde — offenbar ohne daß er's spürte — und wie ein Schrei brach es aus ihm hervor. Nach einem verstörten Blick auf Hellbach versuchte er sich noch einmal zu fassen; mit einer eigentümlich vornehmen, ergreifenden Gebärde that er zwei Schritte auf den Alten zu. „Um Vergebung, Vater!“ sprudelte es ihm zwischen den Zähnen heraus. „Wenn du vergessen haben solltest, daß wir nicht allein sind —“

Friedeberg stand auf. Der so lange angesammelte Grimm leuchtete ihm aus den Augen; seine Hände ballten sich; er verlor aber auch jetzt noch die äußere Ruhe nicht. „Du irrst,“ sagte er, „meine Augen sind offen, und ich sehe sehr gut! Da steht Doktor Robinson, mein Freund, also auch der deine —“

Gottfried Hellbach, dem übel zu Mut war, machte eine Bewegung, wie um zu gehn; Friedeberg streckte aber einen Arm aus und hielt ihn zurück. „Also auch der deine,“ wiederholte er; „und ich ersuch' ihn, zu bleiben, denn ich hab' mein Thun, mein Denken, mein Handeln noch nie vor der Welt versteckt. Mein Leben war immer so, daß ich's zeigen konnte; und wer das seine zu verbergen wünscht, der — der — — der gefällt mir nicht! Denn er gefällt offenbar sich selber nicht; und doch hat er nicht den Mut und hat nicht die Kraft, sich so zu ändern, daß er sich gefällt. Lieber verbirgt er der Welt seinen Lebenswandel, wie der Dieb bei Nacht — und hofft auf den Mantel der

christlichen Liebe, der wird ihn wohl decken. Also ist er doppelt feig: gegen die Welt und gegen sein liebes Ich! — Ja, ja, feig, feig ... Du kennst aber deinen Vater nicht: zum Mitschuldigen deiner Feigheit wirst du ihn nicht machen. Den Mantel der Vaterliebe häng' ich dir nicht über deine Sünden; lieber in Fetzen mit ihm, als daß die Sünden unter seiner Wärme um so schneller reifen! — — Daß wir nicht allein sind, sagst du —"

„Vater!" rief Hugo wieder, totenblaß geworden, und streckte die ausgespreizten Hände flehend oder abwehrend aus.

„Daß wir nicht allein sind, sagst du —"

Friedeberg richtete sich auf, die kleine, rundliche Gestalt schritt mit furchtbarer Entschlossenheit zur Thür. Er öffnete sie und winkte hinaus; dann kam er zurück, Elsner gehorsam hinter ihm: „War dir der eine Zeuge schon zu viel, so ruf' ich den zweiten; da — da steht er. Und vor diesen beiden sag' ich dir, wie vor Gottes Antlitz: du gefällst mir nicht! Du bist nicht die Ehre deines Vaters, wie ich hoffte, sondern seine Schande! Der Stirnschweiß der Arbeit, unsere schönste Krone, der behagt dir nicht; aber mit Säufern, Spielern und Dirnen, die des Sonnenlichts nicht wert sind, das Gut zu verprassen, das ich für die Stiefkinder des Glücks verwalte, das ist deine Freude! — Du gehst noch nicht, du bleibst und hörst noch mein letztes Wort. Ja, mein letztes Wort ... Ich thu' dir die Ehre nicht an, dir von dem Kummer meines Vaterherzens zu sprechen, sondern mein letztes

Wort ist eine letzte Frist. Wie lange sie währen soll, das ist meine Sache; — denke, es sei ein Tag! Und wenn ich dich morgen abend wieder sehe — hier in diesem Zimmer — so komm, mir zu sagen: Vater, ich bedarf keiner Frist mehr; dein Wort hat mir gut gethan, von gestern auf heute ward ich wieder dein Sohn, ward ich deinesgleichen!"

Der Alte bewegte nur noch den Kopf, wie zum Gruß, und wandte sich zur andern Thür, die in sein Schlafzimmer führte. Hugos bebende Stimme rief ihn aber an, mit so hohem, schneidendem Ton, daß er doch förmlich zusammenfuhr; er blieb, offenbar wider Willen, stehn und drehte den Kopf zurück. „Vater!" sagte Hugo, seine Zunge mühsam beherrschend. „Ich hab' schon manches als dein Sohn erlebt; das aber doch noch nicht, daß du meine Ehre auf die Gasse schleifst" — er warf einen Blick voll Haß und Ingrimm auf die beiden Zeugen — „und mir unmöglich machst, dir zu antworten! Ich antworte dir nicht, so tief sink' ich nicht, mich vor diesen Geschworenen zu verteidigen ... Nur noch ein Wort zu dir! Du sagst, ich kenne meinen Vater nicht. Woher sollt' ich auch? Sah oder hört' ich ihn doch fast immer nur als den Gott aus der Donnerwolke — die sich dann in einer Regenflut von Moral entladet! — Solche Väter kennen vielleicht auch ihre Söhne nicht ... Und die starre Tugend solcher Väter gefällt vielleicht den Söhnen nicht besser — nicht besser — als die ‚Sünden' dieser Söhne ihren Vätern ..."

Er verzog die blassen Lippen, wie um aufzulachen;

doch dieser wilde Ausdruck verlor sich wieder, er griff sich in den Rock über der Brust, offenbar um sich zu fassen. „Entschuldigen Sie, meine Herren," sagte er mit anderer Stimme, etwa wie wenn er als Student zu Studenten spräche, „daß ich im Begriff war, dasselbe zu thun, was mein Vater that. Es war gegen meine Absicht — wie gegen meine Gewohnheiten!" — Er ging nach der Thür zurück, Elsner wich ihm aus. Das Blut schoß ihm jetzt in die Wangen und in die Augen: „Deine Drohungen lassen mich kalt," sagte er wieder gegen den Vater gewendet; „kalt bis ins Herz — bis ins tiefste Herz. — Gute Nacht!"

Am Sekretär vorbei schritt er geschwind aus der Thür.

„Gute Nacht!" wiederholte Friedeberg, nur so vor sich hin; sein Gesicht war steinern geblieben, es hatte nur einmal darin aufgezuckt. Die Gegenwart seines alten Freundes vergaß er aber doch vollkommen. „Elsner, wir fahren aus!" sagte er nur noch, mit erzwungener Sachlichkeit, ohne aufzublicken. Mit einem Finger winkte er dem Sekretär, daß er folgen sollte, und ging in sein Schlafzimmer; kurze, harte Schritte.

Elsner blickte verlegen auf Hellbach, zuckte die Achseln, wußte nicht, ob er gehn oder bleiben sollte. Hellbach lächelte, aber still; er bedeutete ihm durch eine Gebärde: „Gehn Sie mit Gott!" Nun atmete Elsner auf, machte seine Verbeugung, folgte dem Alten und schloß die Thür.

IV.

Er wußte nicht mehr, daß ich da war! dachte Gottfried Hellbach und mußte nochmals lächeln; obwohl ihn dieser abscheuliche Auftritt heftig angepackt und wunderbar ergriffen hatte. Bei der ersten Rückkehr ins alte Leben so ein Bild: Henriettens Bruder, Henriettens Neffe ... Er horchte nach dem Schlafzimmer hin; sprechen hörte er nicht; bald knarrte aber eine andere Thür, offenbar die zum Korridor, knarrte noch einmal und schloß sich wieder; dann blieb alles still. Die Zwei waren fort. „Magnus Friedeberg! Magnus Friedeberg!“ sprach Hellbach vor sich hin, zu seiner Schnupftabaksdose greifend, um etwas gegen seine Bewegung zu thun, „auch Erziehen ist eine schöne Sache — die nicht jeder versteht!“ — Er nahm eine Prise und schnupfte; er sah auf einmal denselben Vater und denselben Sohn, wie er sie vor seiner Abreise gesehen hatte, vor neunzehn Jahren — ja freilich, schon damals hatte er diesen Hugo, und wie oft, gesehn! Ihm war nur allmählich ganz aus dem Sinn gekommen, daß er so ein Bürschchen gekannt hatte ... Da-

mals, beim Abschied, wohl vier Jahre alt; gefiel ihm damals gut, mit den schönen braunen Augen der Tante Henriette, mit dem klugen Spitzbubengesicht. Aber der Vater, der Magnus — schon zu jener Zeit ein wunderlicher Erzieher; wie ich das alles vergessen hatte! dachte Hellbach, den nachdenklichen Kopf schüttelnd; jetzt, nach dieser bösen Komödie, stehn die Toten auf! — Ein junger Vater war er nie; immer ein humorloser alter Herr, — mit einem kolossalen Herzen, in das die ganze Menschheit hineinging. Wenn sein Junge spielte, so sollt' immer ein Zweck dabei sein, ein Sinn. In dem kleinen Buben sollte sich schon der zukünftige bedeutende Mann, der große Charakter zeigen. Hat er je mit seinem Jungen gespielt? Ich hab's nicht gesehn. Ich hab' sie nicht zusammen lachen sehn; ich glaub' nicht ... Wenn er nur erst groß sein wird! dachte Magnus immer. Wenn er nur erst mit mir arbeiten wird! Wenn er mich erst fortsetzen wird! — Und jetzt — — da standen sie. Zwei auseinandergewachsene Stämme; zwei Wesen, die sich nicht verstehn. Der eine rennt ohne Hut davon — da liegt er auf der Erde — der andere geht aus der andern Thür, ohne mich zu sehn ...

Hellbach schnupfte noch einmal, ihm ward wieder so schlecht zu Mut. Sein weiches Herz war in allen Weltteilen doch nicht hart geworden ... Der ist schief gewachsen! fuhr ihm nun durch den Kopf. Hugo Friedeberg; — eigentlich mein Neffe. Wie er da stand, mit dem vornehm frechen Gesicht, und dem Alten sagte: „Die starre Tugend solcher Väter gefällt viel-

leicht den Söhnen nicht besser als — —" Ein toller Junge! — Eigentlich gefiel er mir; besser, als ihm sein Vater gefällt. Aber schief gewachsen, tüchtig schief gewachsen ... Muß mir's denn gleich wieder in den Fingern jucken, das Pflänzchen grade zu biegen! — — „Gute Nacht" und fort, ohne seinen Hut —

Er bückte sich und nahm den Hut, einen braunen, weichen, vom feinsten Stoff, langsam von der Erde auf. „Ob er denn nicht wiederkommen wird?" summte er vor sich hin. „Um ihn sich zu holen? — Möcht' ihn eigentlich gern erwarten, den Burschen. Möcht' ihn einmal zwischen die Finger nehmen ..."

Er drehte den Hut auf der Hand: „Ein famoser Hut! Ein ganz vortrefflicher Filz!"

Seine Berechnung betrog ihn nicht: in diesem Augenblick ging die Thür, die aus Elsners Zimmer auf den Vorplatz führte, und erst leise und langsam, dann mit raschen Schritten kam jemand heran. Hellbach blieb ruhig stehn, den Hut auf den Fingerspitzen. Hugo trat ein, mit unbedecktem Kopf, im Mantel, eine fliegende Röte in dem sonst noch bleichen Gesicht; horchte auf der Schwelle und ging dann vorwärts. Jetzt sah er den Andern, und wie durch etwas ganz Unerwartetes verblüfft, stand er wieder still.

Nach einem kurzen Schweigen warf er den Kopf zurück. „Haben Sie die Gewogenheit," sagte er trocken höflich, „mir den Hut zu geben."

„Mit Vergnügen," antwortete Hellbach sehr freundlich. Er rührte sich aber nicht; der soll ihn sich holen! dachte er, dafür ist er der Junge! — Diese Unbeweg=

lichkeit schien aber dem Jungen stark zu mißfallen; er runzelte die Stirn, beinahe wie sein Vater, an den er sonst so wenig erinnerte. Mit einem zaudernden Schritt trat er näher, hielt dann wieder an. Hellbach, in dem die alte, unverwüstliche Lustigkeit erwachte, streckte ihm den Hut ein wenig entgegen und sagte wie im tiefsten Ernst: „Ein so feiner Stoff, dieser Hut, daß ich mir die Frage erlauben möchte: wo haben Sie den gekauft?"

Der junge Mann sah ihm fast verwirrt ins Gesicht; Hellbach verzog keine Miene. „Sind Sie Hutmacher, mein Herr?" fragte Hugo.

„Könnte nicht dienen —"

„Mit andern Worten: wollen Sie mich verhöhnen, mein Herr?"

Hellbach richtete sich ein wenig auf; sie standen sich nun in völlig gleicher Größe gegenüber. „Bitte," entgegnete er gemütlich, „schauen Sie mich einen Augenblick etwas genauer an: ob man so ein Gesicht hat, wenn man jemand verhöhnen will!"

Hugo, noch verwirrter, konnte nicht anders, als ihm den Gefallen thun. Er betrachtete diesen seltsamen Kauz mit der mächtigen, anheimelnden Narbe — sie schien von irgend einer „Mensur" zu stammen, wenn auch wohl nicht aus der Studentenzeit — und mit dem leuchtenden Blau der treuherzigen, wetterfesten Augen. Es war ein Gesicht, das wohl viel erlebt hatte; aber unverwüstet, offen, heiter, ganz ohne den sittenrichtenden Ernst des Vaters, der vorhin auf demselben Fleck stand. Um die vollen, kräftig gefärbten

Lippen schien ein Schelm zu wohnen. Mit all seinen grauen Haaren war's doch nicht der Kopf eines alten Mannes, eher eines jungen. Hugo schaute daran herum, mit einem gewissen widerwilligen Vergnügen, und schwieg.

„Sehn Sie," fuhr Hellbach fort, nachdem er dieser Prüfung eine Weile mit innerem Behagen standgehalten hatte, und nahm einen Ausdruck von Unsicherheit an, dem aber der Humor nicht fehlte; „sehn Sie, ich glaube, wir sind beide etwas verlegen, mein Herr. Würd' ich Ihnen zum Beispiel sagen: Ihr Vater, den ich länger kenne, als Sie leben, ist zwar ein großer Mann, aber ein großer Thor, so würden Sie als wackerer, ritterlicher Jüngling sich sofort des Vaters gegen mich annehmen, weil ich der ‚Fremde' bin, und wenn ich ohne Schläge davonkäme, hätt' ich Gott zu danken. Andererseits, wenn ich Ihnen sagen wollte: Herr, Ihr Vater hat mir's, als ich jung war, auch nicht besser gemacht; er hat mich auch zu den Verdammten geworfen, weil ich die sogenannten ‚Sünden' der Jugend liebte und mit jenen Leuten, die nach seiner Meinung ‚des Sonnenlichts nicht wert sind', fidele Tage verlebte; dennoch war mir bis heut noch jeder Galgen zu hoch, und unter unsern grauen Ehrenmännern lauf' ich auch so mit; also verzweifeln Sie nicht, Herr, und lassen Sie uns 'ne Flasche von meinem Kapwein trinken — wenn ich das sagte, dann würden Sie mich vielleicht für 'nen Heuchler nehmen — oder noch Schlimmeres — und ich käm' wieder vor die falsche Thür. Na, darum halt' ich mich lieber nicht

an Ihren heißen Kopf, sondern an den Hut, der darüber sitzt, und sag': es ist ein feiner Hut; wo haben Sie den gekauft?"

Der junge Mann lächelte, er konnte es nicht lassen. Er schaute diesen angeblichen „Sünder" wieder forschend an; sein Vergnügen an dem Anblick wuchs. Auch Hellbachs einschmeichelnder, urgemütlicher Baß lag ihm noch im Ohr. Mit einem heiteren Blitz aus den klugen Augen fing er an: „Sie sind ein sonderbarer — — Sie sind ein Original, wie es scheint."

Ebenso heiter erwiderte Hellbach: „Ich möchte nicht, daß ich die zweite Auflage eines Andern wäre! — Wenn's aber schon einmal einen Mann in meinen Jahren gegeben hat, der mit allen sogenannten ‚Taugenichtsen' in Ihren Jahren, mit allen ‚leichtfertigen Stricken' Sympathien hatte, der insofern ein grauer Jüngling war, als ihm die großen Gläser und die kleinen Evastöchter immer interessante Gegenstände des Studiums blieben: dann bin ich vielleicht die Fortsetzung dieses Ehrenmannes. Da ist übrigens Ihr Hut; — aha! ich sehe eben inwendig, er ist bei Skrivan gekauft. Ja, also was die jugendlichen ‚Sünden' betrifft, da denk' ich — — Aber hier in diesem Zimmer läßt sich das nicht sagen. Wenn Sie mir in meiner gemütlichen Junggesellenstube, draußen in der Vorstadt, bei dem schon erwähnten Kapwein gegenübersäßen, dann könnt' ich Ihnen erzählen, was für Stürme es gegeben hat, als wir auch noch jung waren: als der spartanische Kopf, Ihr Vater, und dieser lustige athenische Strudelkopf gegeneinanderstießen —"

„Mich so zu erniedrigen!“ brach auf einmal aus Hugo hervor; seine Arme mit den geballten Fäusten gingen in die Höhe. „Als wär' ich noch ein Kind!“

Hellbach senkte den Kopf: „Ich werde nichts darüber sagen, denn es ist Ihr Vater —“

„‚Seine Schande!‘ ‚Meine Sünden!‘ — Weil ich nicht kaltes Blut habe wie er — weil diese versteinerte, schimmelgraue, löschpapierne Tugend mich langweilt — ja, sie langweilt mich — weil mir eine lustige Nacht und ein hübsches Mädchen lieber sind als die Philanthropie und die Weltbeglückung —“

Er ging im Zimmer umher. Den Mantel hatte er abgeworfen, die feine, schlanke Gestalt federte, nichts als Trotz und Leben; von der Erschlaffung, die ihm der Vater vorgeworfen hatte, war nichts mehr zu sehn. „Ah bah!“ rief er aus. „Er soll seine Tugend behalten, und ich meine Laster! — Was sagten Sie von Kapwein, Herr?“

Die plötzliche Frage überraschte Hellbach; ein so schnelles „Anbeißen“ hatte er nicht erwartet. Mit vergnügtem, etwas leichtfertigem Schmunzeln antwortete er aber augenblicklich: „Er ist echt, Herr Friedeberg. Guter Nachfolger von gutem Kapwein, den ich vor Zeiten selber mitgebracht hab'; und den hatte ich selber gebaut. Denn was wär' der Mensch, dieser trockene Erdenkloß, wenn ihn der Bacchus-Tau nicht befeuchtete und das Bacchus-Feuer nicht warm machte —“

„Sie haben Recht,“ fiel ihm Hugo ins Wort, der sich eben das kühn geschlungene Halstuch aufriß, um die innere Unruhe zu lösen; schlug in gewalt-

samer Heiterkeit Hellbach auf die Schulter und lachte: „Ja, Sie haben Recht!“ Er ging dann aber wieder umher, eine Glut auf den Wangen, und knirschte mit den Zähnen; „mich so zu beschimpfen!“ stieß er zwischen ihnen hervor. „Als wär' ich zehn Jahre alt! Als ging' ich in die Schule! — — ‚Bacchus-Tau‘. Herr, wie haben Sie Recht! — Trinken, Spielen, Lieben, das sind unsere Pflichten, wenn wir jung sind; unsere drei Gebote; die andern sieben lass' ich den Philistern!“

Alle Wetter! dachte Hellbach, der ist schief gewachsen; in einem Winkel von fünfundvierzig Grad! — Indessen fing er nun an, neben dem Jüngling her zu gehn, da dieser sich wieder in Bewegung setzte, und bemerkte zustimmend: „Wir haben wohl alle beide Recht, lieber Herr. Es kann wohl nicht Gottes Wille sein, daß die Herren Philister uns gesunde, fidele Pflanzen lehren sollen, wie man wachsen und leben soll; oder, wie der alte Lichtenberg sagt — — Kennen Sie Lichtenberg?“

„Dem Namen nach, weiter nicht.“

„Dann lernen Sie ihn kennen, Herr; der wird Ihnen gefallen! — Dieser alte Lichtenberg, sehn Sie, das ist mein Mann; gescheit wie der Teufel, weise wie ein Erzengel, aber alles mit Witz, alles mit Humor! Hören Sie, was der über die Philister sagt: ‚Bewahre Gott‘, sagt er, ‚daß der Mensch, dessen Lehrmeisterin die ganze Natur ist, ein Wachsklumpen werden soll, worin ein Professor sein erhabenes Bildnis abdruckt!‘“

Hugo lachte auf. „Gut gegeben!“ rief er und ging in seiner Unruhe weiter auf und ab.

„Und wie sagt derselbe Lichtenberg? ‚Ich fürchte, unsere allzu sorgfältige Erziehung liefert uns Zwergobst‘ ...“

Hugo blieb stehn: „Das wissen Sie alles auswendig, Herr?“

„Lieber Herr, ich weiß noch mehr. Sehn Sie, das gefällt mir so gut, was er über die Folgen der falschen Erziehung sagt, mit der man uns die Welt verpestet: ‚Wenn das Söhnchen gehenkt wird,‘ sagt er, ‚so haben die lieben Eltern, vorausgesetzt, daß sie ihn bis zum sechsten Beinkleid haben wachsen sehn, immer einige Fäden zum Strick selbst gesponnen!‘“

Hugo lachte wieder. „Das ist ja ein famoser Kerl, dieser alte Herr aus dem vorigen Jahrhundert; der gehört ja ins künftige! — ‚Bis zum sechsten Beinkleid‘ ist gut. Bis zum sechsten Beinkleid ... Ich hab' meinen Meister und Erzieher leider bis zum sechzigsten gehabt. Hab' ihn immer noch ...“

Von der Wut wieder übermannt, stand er still und rief aus: „Ich zu Kreuze kriechen, wenn man mich so behandelt? Bin ich denn ein Bub? ein Hund? ein Wurm? — Und sollt' dies die letzte Nacht meines Lebens sein, wenn ich sie vergeude — sie soll vergeudet werden — lustig soll sie werden — die lustigste von all meinen Nächten“ — er lachte heftig, laut — „und dann weine die trauernde Tugend über meiner Asche!“

Halt, halt! dachte Hellbach. Wollen doch versuchen, junge Pflanze, ob wir dich nicht anbinden ...

Hugo ging noch einmal durchs Zimmer, mit den leichten Schritten, dann kam er zu Hellbach zurück,

faßte den bei einem seiner Rockknöpfe und sah ihm übermütig zutraulich mit den brennenden Augen — Henriettens Augen — in das so jugendlich ergraute Gesicht. „Nun, Sie Mann mit dem Kapwein,“ sagte er, den Kopf ein wenig drehend und schüttelnd, „Sie lustiger Athener —!“

Hellbach lachte und nickte. „Graues Haar, grüner Sinn! — — Es ist vielleicht 'ne ‚Sünde‘, Herr, daß Sie mir gefallen —“

„In derselben Sünde leb' ich,“ erwiderte Hugo, „Sie gefallen mir!“

„Desto besser, Herr! — Sünden sind doch jedenfalls Verneinungen der Tugend, und zwei Verneinungen heben sich: also kämen wir ja wohl auf den Tugendweg, wenn wir miteinander gingen!“

Hugo schüttelte den ganzen Hellbach vor Vergnügen; eine liebenswürdige Freude an diesem Athener, eine befreiende, erlösende Lustigkeit ging über sein Gesicht.

„Alle Wirtshäuser stehn uns offen,“ fuhr Gottfried Hellbach fort. „Oder wenn Sie mir die Ehre geben wollten, mir und meinem Kapwein —“

Der junge Mann nickte.

„Dann könnten Sie aus dem Trinkbecher, der alten Kokosnußschale —“

„Ah!“

„Die richtigen Feuergeister aufsteigen sehn, die Ihnen aus der Hirnschale da mit ihren kleinen Flügeln all die Spinnweben hinausfegen; den Verdruß, mein' ich, und die Mißgedanken. Und nachher wollt'

ich Ihnen ein Spiel zeigen, das über alle Spiele der Welt geht. Und zu guterletzt —"

„Zu guterletzt weiß ich, was ich soll!" unterbrach ihn Hugo, blinkte mit den Augen, und eine geheimnisvolle freudige Röte flog über die feinen Züge hin.

„Frauenzimmerchen — ?" fragte Hellbach verstohlen forschend.

„Vielleicht. — Also kommen Sie, alter Herr! — Robinson, nicht wahr —"

„Robinson ist der Name Ihres ergebensten Dieners."

„Kommen Sie, kommen Sie!" sagte Hugo hastiger und griff ihm in den Arm. „Fort aus dieser Luft, Doktor Robinson! Diese Luft ist voll staubiger, sandiger, ausgemergelter, ausgedörrter Tugend; sie macht höllisch durstig, nicht?"

O du Schurke! dachte Gottfried Hellbach. Er lächelte aber dem Schurken zu. Er zeigte ihm ein ganz fideles Gesicht.

„Ich will die kleinen Feuergeister sehn, Doktor Robinson, von denen Sie mir sagten! Die mir hier Gift und Galle vertreiben, die bösen Dünste hinausjagen —"

Er legte sich eine Hand an die Stirn, eine plötzlich aufsteigende Bitterkeit verzerrte ihm die Lippen, so schmerzlich, so heftig, daß sich in Hellbach ein herzliches Mitleid rührte. Dann nahm er seinen Mantel vom Stuhl und drückte sich den Hut auf den Kopf.

Die Geister sollst du wohl sehn, dachte Hellbach, indem er seinen eigenen Hut nahm; aber andere, als

du denkst! Dich will ich doch dem Teufel abjagen, oder selber des Teufels sein —

„Na, so kommen Sie, alter Afrikaner!“ rief Hugo, schon an der Thür. „Ihren Mantel! Wo haben Sie den?“

„Ich brauch' keinen. Die innere Wärme, Herr ...“

Er holte den Jüngling ein und hängte sich in dessen Arm. Sein behaglicher Baß begann ein Studentenlied zu brummen; Hugo sang auf der Stelle mit. So gingen sie zusammen hinaus; Hellbach über das Märchen des Lebens heimlich seinen Kopf schüttelnd; Hugo ahnungslos, daß er diesem Mann vor zwanzig Jahren auf dem Schoß gesessen, daß er Arm in Arm mit dem toten Mann der verschollenen Henriette ging.

Zweites Buch.

I.

Weit draußen in der Vorstadt Margarethen, gegen die „Linie“ zu, in einer der stillen, unschönen, abgelegenen Straßen, hatte Hellbach sein Nest gebaut, wie dieser Wandervogel seine Wohnung nannte. Er war hier hängen geblieben, wie so oft im Leben; es war noch dasselbe Haus, in dem er vor mehr als drei Jahren die kleine Frau Reiter mit der fünfzehnjährigen Lili gefunden hatte. Die beiden wohnten damals, wie er, eine Treppe tiefer; der alte Regierungsrat war gestorben, der Lilis geisteskranke Mutter in die Heilanstalt gebracht und die Tochter bis zur Genesung zu sich genommen hatte. Es war keine andere Obhut für Lili geblieben, als die alte Haushälterin des Verstorbenen, ein auf seine „Bildung“ stolzes, aber ungebildetes Weibchen, immer hoch hinaus und immer gekränkt, daß man sie nicht anerkannte; ehrbar, aber voll Weltlust; so unfähig, ein fünfzehnjähriges, gefährlich begabtes Mädchen zu leiten, wie Professor der Philosophie zu sein. Als Hellbach mit seinem Erzieherdrang in diese sonderbare kleine Fa-

milie eingedrungen war und mit all seinen kleinen Künsten allmählich die Führung an sich gerissen hatte, blieb er zwar gern, wo er war, da er sich hier draußen nach seinem Sinn weltabgeschieden fühlte; er vereinigte aber die beiden Wohnungen des dritten Stocks, in den sie hinaufzogen, indem er eine Thür brechen ließ, und machte sein Hauptzimmer zum gemeinschaftlichen „Salon“, in dem die Familie den Feierabend und jede freie Stunde zwanglos gesellig verbrachte. An dem Wort „Salon“ hielt Frau Reiter, die die feinen Formen anbetete, mit gewissenhafter Treue fest; Lili nannte ihn lieber die „Robinson-Kneipe“, wie ihr geliebter Vater Robinson ihn getauft hatte.

Hier lebten sie nun still und einfach, ganz nach seinem Sinn, aber ohne Sorgen; die Alte hatte ihr Erspartes, die Junge ein kleines, eben ausreichendes Vermögen, und Hellbach konnte seine Wünsche, die nicht unbescheiden waren, leicht befriedigen, seit der alte Fritz Walsmann in Melbourne, der ihn fast wie ein Vater liebte, ihm seinen halben Besitz vermacht und durch seinen Tod Hellbachs geringes Kapital verzehnfacht hatte. Mehr als drei Räume brauchte er nicht: das Schlafzimmer, das auf einen kleinen Hof und ein Stück Garten ging, das Arbeitszimmer, in dem ihn alle Erinnerungen seines Wanderlebens umgaben, und das Wohnzimmer, die Robinson-Kneipe. Zuweilen, wenn er dort am Fenster stand und auf die Straße hinaussah — das Ideal einer häßlichen Vorstadtstraße, ein Haus wie das andere, nichts als hellgetünchte Wände mit vielen viereckigen Ausschnitten

darin, die als Fenster dienten, nicht ein Versuch, die Wand zu schmücken, nicht ein Hauch von Anmut oder Freude, nur die gemeine Zweckdienlichkeit, mit dem Lineal gemacht; kein Baum, im Winter auch keine Sonne —: dann gab es ihm wohl plötzlich einen Schlag durch den ganzen Menschen, und eine furchtbare Sehnsucht dehnte ihm die Brust. Ich bin verrückt, dachte er; was sitz' ich hier? Auf der ganzen Welt find' ich keinen Fleck, der schäbiger ist als dieser Winkel. Wenigstens hunderttausend kenn' ich, wo es schöner ist. Jetzt im Golf von Rio — oder am Bosporus — oder auf einem großen Dampfer über den stillen Ozean ... Ich könnt's ja, ich hätt's ja ...

Dann hörte er aber nebenan Lilis blutjunge Silberstimme hinter ihrer Thür: „Vater Robinson! sind Sie zu Hause?" und die Sehnsucht, die ihm fast die Rippen gesprengt hatte, ward klein, immer kleiner; endlich, wenn das Mädel lächelnd und strahlend wie der junge Morgen hereintrat, flog die Sehnsucht wie eine Fledermaus zum Fenster hinaus.

Lili trat auch jetzt, gegen Abend, aus ihrem Zimmer in den erleuchteten „Salon"; diesmal wußte sie aber, daß Vater Robinson nicht zu Hause sei, und mit der listigen Freude am Heimlichen, Versteckten, die er ihr noch immer nicht abgewöhnt hatte, schlüpfte sie durch die halbgeöffnete Thür. Sie hatte einen Domino von roter Farbe über dem Arm, eine Flormaske in der Hand; so lief sie leise bis zur nächsten Thür, die auf den Gang hinausführte, und drehte den Schlüssel herum, sie abzuschließen. Dann schlich

sie zur Wand gegenüber; dort hing der große venetianische Spiegel, vor dem sie diesen neuen Domino — schon ihr zweites Abenteuer! — probieren und ein wenig mit sich liebäugeln wollte; denn ihr eigenes Spiegelchen zeigte ihr nicht viel mehr als das Gesicht. Die aristokratisch lange Gestalt, noch in all ihrer achtzehnjährigen Magerkeit, aber viel versprechend, stellte sich vor das Glas. Ueber dem enganschließenden Kleid von einem Schnitt, aus dunkelgrünem Tuch, mit dem Margaretentäschchen an der Gürtelkette, wiegte sich der zierliche Kopf, der zu dunklem Haar hellblaue Augen hatte, und betrachtete sich und seine schlanke Fortsetzung; nicht ohne ein leise lächelndes kindliches Vergnügen, doch bald mit tiefem, kritischem Ernst, denn durch Vater Robinsons ästhetische Lehren wußte sie recht gut, was ihr alles fehlte. Hager! dachte sie vor allem, lieblos übertreibend; dann mißfiel ihr das Muttermal am Hals, das sich nicht verbergen ließ, das zwar drollig geformt war und eine angenehme, schwache, rosenrote Färbung hatte; aber zu dem Schönheitsideal, das sie sich gemacht, paßte es ihr nicht. Auch hätte sie gern die Nase nicht so griechisch steil gehabt; wenn auch ihr Lehrmeister sie lobte ...

Sie schlüpfte in den Domino, zog ihn um sich her, beschaute sich darin; „ach!" hauchte sie, vor Bangen und Freude und Erwartung seufzend. „Schön bist du eigentlich nicht, — so ein dummer, entstellender Ueberwurf, ein Sack; aber für mich doch wie ein Zaubermantel: trägst mich in ein anderes Land — in das Land des Glücks!" — — Wie wird er sich wundern,

dachte sie, wenn er mich wieder im schwarzen Domino erwartet, und so ein roter geht um ihn herum — läßt sich eine Weile nichts merken — es ist aber so 'ne lange Person darin — auf einmal kommt sie und flüstert ihm was ins Ohr! — — Ach, und es ist mir doch schlecht dabei zu Mut. Schrecklich, daß ich immer an Vater Robinson denken muß; es wird unerträglich! So oft ich was vorhab', das vielleicht nicht recht ist, gleich fällt er mir ein. Sowie ich nicht ganz mit mir einig bin — was wird er dazu sagen? denk' ich; oder: was hat er doch damals gesagt? — Ich wollt' nie mehr vor ihm ein Geheimnis haben; und nun hab' ich doch eins. Ach, guter Vater Robinson. Nur ein einziges. Nur ein einziges!

Sie legte sich die Maske vor; jetzt war sie ganz heraus aus dem Alltagsleben, aus „Margarethen", jetzt war sie auf dem Maskenball. Sie meinte die Musik zu hören, die Geigen; es fuhr ihr ein Tanz in die Füße, die Fußspitzen gingen auf und ab. Aschenbrödel, dachte sie, war ein braves Mädel; aber es ging auch auf den Ball; und da fand es sein Glück! — Dreimal ging es hin; erst beim drittenmal fand es sein Glück. Ich wär' nur einmal gegangen, und dann gar nicht wieder? — Heute käm' ich noch einmal, hab' ich ihm versprochen. Sein Wort muß man halten, sagen Sie doch immer. Können Sie verlangen, daß ich mein Wort nicht halte? Lieber, guter Vater Robinson, können Sie das verlangen?

Da war sie wieder beim Vater Robinson ... Sie verzog ihr liebes, weiches Gesicht, sie schüttelte den Kopf.

Wie war's eigentlich gekommen mit ihm? Wie war's zugegangen, daß er in ihr nun immer dabei war, und daß sie so lebten wie Vater und Kind? — Lili sann die Jahre zurück; es ward ihr aber eigentlich immer wunderbarer, sie konnte es nicht fassen. Sie, so ein ausgelassenes, ungezogenes Kind, er, so ein alter, ernster Mann ... Aber nein, er war bald gar nicht ernst; er war auch nicht alt; am zweiten oder dritten Tag spielten sie wie die Kinder, tollten in den Zimmern herum. Ihr fehlte ein rechter Spielkamerad, auf einmal hatte sie einen: das war der ganze Unterschied. Was er alles konnte! Wie die wilden Afrikaner tanzen, wie die Vögel pfeifen, wie die Papageien sprechen; die sonderbarsten, herzigsten, lustigsten Lieder singen, Kartenkunststücke machen, alle Arten Spiele. „Da sitzt man ja wie im Theater," sagte Frau Reiter manchmal, ihr verhutzeltes graues Haupt schüttelnd ... Dann aber — dann kam es so nach und nach, das Andre. Ja, wie war's gekommen? Daß sie in sein Arbeitszimmer ging, das da nebenan hinter dem Vorhang, und gern und immer lieber zuhörte, wenn er von seinen Reisen sprach, von andern Ländern und Völkern erzählte, und zwischen Scherzen so plötzlich seine klugen, großen Gedanken kamen, die ihr noch im Bett wieder einfielen, ehe sie schlafen konnte? Daß sie nicht mehr maulte und grollte, wenn er ihr seine „bittre Medizin" eingab, wie er seine guten Lehren nannte — spaßen that er immer — sondern bei sich dachte: ach, nun wird er langweilig — aber er hat Recht!? Daß es ihr zu-

letzt ebenso lustig und reizend wie das Spielen wurde, da hinter dem Vorhang bei seinen gelehrten Apparaten zu stehn und mit ihm „Experimente zu machen", „Wissenschaft zu treiben"? Und daß er ihr immer lieber, immer lieber wurde? Lieber als Frau Reiter — ach, das sagte nicht viel — lieber als der Vater — ach, der war lange tot — aber auch lieber als die geliebte Mutter — wahrhaftig; so kam ihr's vor — lieber als die ganze Welt!

Lieber als die ganze Welt ... Doch nun stockte ihr das junge Herz. Und der auf dem Maskenball? mit den großen braunen Augen? mit der schönen Stimme? Wenn sie den öfter sah — noch kannte sie ihn freilich so wenig, so wenig ...

Auf einmal zitterte sie, sie wußte nicht, warum. Was soll denn daraus werden? durchfuhr es sie. Und wie wird das enden?

An der Thür zum Gang ward geklopft; sie fuhr leicht zusammen. „Fräulein Lili!" rief dann die hohe, etwas weinerliche Stimme der Frau Reiter. Aha! dachte das Mädchen beruhigt; noch nicht Vater Robinson! Sie schlüpfte hurtig aus dem Domino, während sie leise zu ihrer Thür ging. Unterwegs rief sie über die Schulter zurück: „Wer ist da? — Herein!"

„Ich bin's!" rief die Alte. „Aber die Thür ist verschlossen!"

„Das weiß ich!" flüsterte Lili in die Luft, übermütig lächelnd. Sie nahm auch die Maske ab, glitt wie ein Schatten in ihr Zimmer, warf dort Maske und Domino in eine Schublade; dann kam sie hurtig,

fast lautlos zurück. „Schon wieder da?“ fragte sie mit einem unschuldigen Gesicht, als sie die Gangthür aufschloß. „Alles schon vorbei?“

Frau Reiter trat ein, ihren besten Hut auf dem Kopf, in ein farbiges Tuch gewickelt, irgend etwas Zusammengeknittertes, Weißes in der Hand. Ihr altes, runzliges Gesicht sah unter dem guten Hut mißmutig hervor; sie holte aber erst gehörig Atem, nach dem Treppensteigen, ehe sie das Wort nahm. „Diese Thür verschlossen?“ fragte sie dann. „Abgesperrt? Was heißt das?“

„Ja, wer kann das wissen,“ sagte Lili lustig. „Guten Abend; jetzt erzählen Sie —“

„Ich wollte zuerst in Ihr Zimmer,“ fuhr die Alte fort; „das war auch verschlossen!“

„Wirklich? — Na ja, das kommt vor. Da's doch auch mein Schlafzimmer ist —“

„Alles zu, alles zu!“ fing wieder die Alte an. „Da muß ich doch sagen, Fräulein Lili ... Haben Sie Heimlichkeiten? Trotz der berühmten, herrlichen Erziehung —“

Sie warf einen ihrer wohlbekannten eifersüchtigen Blicke zu Hellbachs Arbeitszimmer hinüber, und seinen Namen vermeidend, was sie gerne that, setzte sie hinzu: „Durch den da?“

Das Mädchen antwortete nicht; sie wußte, was für den kleinen Kopf und die kurzen Gedanken der Frau Reiter die richtigste Behandlung war. „Legen Sie ab, närrische, kleine Frau,“ sagte sie in ihrem drollig herzlichen Ton; „legen Sie doch ab und er-

zählen Sie!" Ihre hurtigen Finger nahmen der Alten das Tuch von den Schultern; sie löste ihr die Hutbänder. „Sie waren also bei der Burg? Sie haben die Auffahrt gesehn?"

Frau Reiter setzte sich, nochmals Atem holend; mit dem Treppensteigen ging es nicht mehr so gut. Die kleine Gestalt dehnte sich, so stark sie konnte; „ja, ja, ja!" stieß sie dann heraus. „Natürlich hab' ich's gesehn! All die sogenannten Galawagen, einen nach dem andern; die fürstlichen Herrschaften, die Botschafter, die Gesandten, alles. War das ein Gedränge, ach du lieber Gott! Auf dem Burgplatz, auf dem Michaelerplatz — hunderttausend Menschen. Ich war mit der dicken Frau Schubert zusammen —"

„Ja," lachte Lili, „die muß ja auch alleweil dabei sein, wo's was zu gucken giebt!"

„So?" sagte Frau Reiter empfindlich. „Muß sie das? ‚Muß auch?' Das geht wohl auf mich?"

Lili schüttelte lächelnd den Kopf.

Die Alte war aber in ihrer gekränkten Laune, in der sie nach Doktor Robinsons Meinung sich am glücklichsten fühlte. „Ihr ‚auch'," wiederholte sie nachdrücklicher, „das geht wohl auf mich? — Lernen Sie das auch von dem da, daß Sie mich verspotten? Ich muß alleweil dabei sein, nicht wahr, wo in Wien was los ist? Darum verlaß ich Sie immer, nicht wahr? Ich bin eine unvernünftige, schlechte Pflegemutter, die Sie nicht überwachen kann und nicht leiten kann? — Ach, du mein Gott! nichts als Spott und Undank! Seit wir den da im Haus haben, bin ich die Null

nach der Eins; keine Achtung mehr, keine Estimation mehr; nichts als Satirisches und Possen und Bemerkungen —“

Lili hemmte den Strom dieser Rede, indem sie der Alten eine ihrer langen Hände lustig auf den Mund legte; dann drückte sie ihr einen gutherzig versöhnenden Kuß oben auf die Nase. „Sei'n Sie gut, Frau Reiter,“ sagte sie mit der Silberstimme; „es thut Ihnen ja keiner was; sei'n Sie wieder gut! — Sie haben ja den Hut noch auf; legen Sie ihn doch ab, hier ist's warm. Es war also ein großer Spektakel, diese Auffahrt —“

Sie nahm der kleinen Frau den Hut vom Kopf.

„Mein Gott,“ seufzte die Alte, die nach und nach, wie sie's gern hatte, ins Weinerliche geriet, „was ist an so 'ner Auffahrt zu sehn? Lauter Pferde und Kutscher und Jäger mit großen Hüten; und zerquetscht wird man in dem Gedränge, wie wenn man 'ne alte, überreife Birne wär', mit Respekt zu sagen! Die dicke Schubert, die schwitzte gräßlich, obgleich's Wintertag war; — so dicke Leute sollten zu Haus bleiben, ja, darin haben Sie Recht! Und die behauptete noch, als wir heimfuhren, ich könnt' einen Hofball und einen Ball bei Hofe nicht richtig unterscheiden; nein, so was! Als wenn ich, ich, die Frau Reiter — — das war mir denn doch zu dumm! — Kommt man dann nach Hause, so wird man nicht estimiert; — Achtung und Rücksicht? Kein Gedanke. Alle Thüren verschlossen —“

„Ohne böse Absicht, Frau Reiter!“ unterbrach

das Mädchen sie und legte ihr wieder ein paar von ihren weichen Fingern auf den verwitterten Mund. „Gott, Sie hatten ja noch 'ne Jacke unter Ihrem Tuch! Geben Sie sie her, Ihnen wird hier zu warm!"

Sie zog sie ihr aus, wie die Mutter dem Kind; die Alte seufzte leise. „Noch keine Nachricht von meiner Mutter?" fragte Lili, eigentlich nur um sie abzulenken.

„Von Ihrer Frau Mutter?" fragte die Alte zurück. „Die wird euch zeigen, wenn sie endlich kommt, was ihr an mir habt! Die hat mich gekannt, als ich noch estimiert wurde; und wenn sie zu meinem Regierungsrat kam, wie war sie immer voll Achtung zu mir — als Sie noch da draußen in der Pension waren — ach du mein Gott! Wie ich noch dem seligen Regierungsrat, meinem Herrn Onkel, das Haus führte — und alle Honoratioren zu Tisch und zum Kaffee kamen —"

Es ward ihr zum Weinen zu Mut, sie schwelgte aber noch in der Anstrengung, es zurückzuhalten: „Ja, wo sind die Zeiten! Da kamen die Frau Steuerrätin und die Frau Gerichtsrätin und die Frau Konsulin — und die feinen Entschuldigungen, und die ehrenvollen Anreden, und die zarten Rücksichten ... Und als mein Regierungsrat dann gestorben war, Briefe über Briefe: ‚Hochgeehrte Frau Reiter', ‚Hochgeschätzte Frau Reiter' —"

Sie war mit ihren Kräften zu Ende und brach nun in das längst zu erwartende Schluchzen aus.

Eine Zeitlang hörte Lili ruhig zu, nach alter

Uebung, wie man einen Regenguß abwartet; von Vater Robinson hatte sie gelernt, „das Unvermeidliche mit Würde zu tragen“. Endlich sagte sie, unwillkürlich und unbewußt in seinen gemütlichen Ton fallend: „Versuchen Sie sich zu fassen, hochgeschätzte Frau Reiter!“

Sie nahm dann ihr Taschentuch, wieder ganz die junge Mutter mit dem Kind, und trocknete der Alten die über und über gefüllten Augen.

„Was haben Sie da in der Hand?“ fragte sie jetzt. Sie sah, daß es ein Brief war, jammervoll zerknittert.

„Den hat mir ja der Briefträger unten an der Hausthür gegeben,“ erwiderte Frau Reiter, noch gelinde schluchzend. „Unterwegs, auf den Treppenabsätzen, gleich unten hab' ich ihn gelesen. Ja, Fräulein Lili, sie kommt! sie kommt! — Ach du meine Güte, das wird ein Wiedersehn —“

„W e r kommt?“ stieß das Mädchen hervor. „M e i n e M u t t e r kommt?“

Frau Reiter lächelte und schluchzte und nickte. Lili riß ihr den Brief aus der Hand, öffnete ihn und las mit fliegenden Augen.

„Ja, das war ja das erste, was ich sagen wollte,“ sprach die Alte weiter, während Lili las: „Ihre Frau Mutter kommt! Morgen abend kommt sie! Der Professor von der Heilanstalt schreibt mir's in dem Brief da: ‚Geehrte Frau Reiter‘, schreibt er, ‚sie ist ganz genesen!‘“ — Ihre gutherzigen, wieder etwas nassen Augen leuchteten: „Ach, das ist ein Wort! Ein g r o ß e s

Wort — nach vier langen, langen Jahren; nachdem ich schon um sie geweint hab' wie um eine Verstorbene, und im Stephansdom für sie gebetet . . . Aber nein, sie kommt! ‚Geehrte Frau Reiter,‘ schreibt er, ‚ich kann sie entlassen,‘ schreibt er, ‚sie ist ganz gesund!‘“

Lili hatte gelesen, in stummer Bewegung küßte sie den Brief; dann drückte sie ihn an ihr Herz und blickte dankbar gen Himmel auf. „Ja, ja!“ seufzte die Alte vor Freude. „Lieber Gott, eine weite Reise; da bleibt sie wohl heute nacht irgendwo unterwegs —“

Lili nickte. Sie hatte aber eigentlich nicht gehört, was die Andre sagte. Es zuckte ihr in den Armen vor Glück; sie küßte den Brief noch einmal. „Meine Mutter kommt!“ sang sie mehr, als daß sie es sprach. „Meine Mutter kommt! — Vater Robinson, wie werden Sie sich freuen mit mir!“

In diesem Augenblick war ihr, als höre sie draußen seine Stimme. Es gingen auch laute, männliche Schritte auf dem Gang. „Das ist er ja!“ sagte sie.

„Ja freilich,“ brummte die Alte, in der wieder die Eifersucht „auf den da“ erwachte.

Lili eilte zur Thür, ihm entgegen; nun hörte sie aber noch eine zweite Stimme und blieb wieder stehn. „Er kommt ja nicht allein!“ sagte sie verwundert. „Noch 'ne Mannesstimme!“

„Das ist etwas Seltenes,“ bemerkte die Alte, indem sie aufstand. „Lebt ja sonst so einsam —“

Jetzt hörten sie, wie Doktor Robinson sagte: „Bitte, zur letzten Thür!“

„Ach,“ seufzte das Mädchen, „einen Fremden

kann ich jetzt nicht sehn; jetzt nicht!" — Sie nahm rasch den Brief, den sie auf einen Tisch hatte fallen lassen, und ging zu ihrer Thür. Es dämpfte ihr die Freude, daß er nicht allein kam; daß sie sich noch verstecken sollte mit ihrem Glück — und mit ihrer Bangigkeit: denn es bangte ihr auch ein wenig vor der so lange verstörten, geisteskranken Mutter. Ob sie nun wirklich ganz genesen — —

„Sagen Sie ihm noch nichts!" rief sie aus ihrer Thür noch zurück, mit verhaltener Stimme. „Von mir soll er's hören!"

Damit glitt sie hinaus.

II.

Hellbach trat eben mit Hugo ein; sie sahen Lili noch verschwinden, Hugo blickte der hohen, schlanken Gestalt in dem altdeutschen, tiefgrünen Kleid etwas verwundert nach. Die Erscheinung schien ihn zu überraschen, nachdem er in dieser toten, ärmlichen Gasse einen dritten Stock erstiegen und schon auf dem Gang über die Niedrigkeit der Decke gestaunt hatte. Er warf einen sonderbaren, leichtfertig lächelnden Blick auf Hellbach; der schien ihn aber nicht zu bemerken und sagte: „Sie sehn, wir wohnen hoch, nicht mehr weit vom Himmel; es lebt sich hier aber doch ganz gut. — Schönen guten Abend, Frau Allerwege!"

Die Alte stand mitten im Zimmer, schon etwas gekränkt, daß nicht gleich das erste Wort ihr gegolten hatte. Sie begrüßte den jungen Mann in dem feinen Mantel mit einer ihrer verbindlichsten und würdevollsten Verbeugungen, die aber nur obenhin erwidert wurde; dann verlängerte sie ihren großen, blassen Mund durch ein gereiztes Lächeln: „Immer haben der Herr Professor Robinson für mich so ein wohlthuendes, obligeantes Wort! — Ich empfehle mich den Herren, daß ich nicht störe!"

Mit einiger Hast nahm sie ihre Sachen und wollte damit zur Thür.

Hellbach vertrat ihr aber den Weg, nach einem heimlichen Lächeln schwermütig ernst: „Immer das alte Lied und das alte Leid, hochverehrte Frau Reiter, daß ich Ihnen mißfalle! — Erlauben Sie —"

Er nahm ihr Jacke und Tuch mit vollendeter Galanterie, mit empfindungsvollen Fingerspitzen aus der Hand. „Bis zur Thür, wenn Sie erlauben! — Und schließen Sie mich heut großmütig in Ihr Nachtgebet ein!"

„Ei, ei!" sagte die Alte mit einem etwas unsicheren Blick auf sein Schelmengesicht, „welche Ueberraschung, Herr Professor: so chevaleresk!"

„Ich hab' einen Eid geleistet, mich in diesem Punkt zu bessern," erwiderte Hellbach und ging neben dem Weibchen mit feierlicher Grazie zur Gangthür, die er ihr dann öffnete. „Schlafen Sie süß, Frau Reiter!"

„Danke, danke, danke!" erwiderte die Alte knixend, indem sie ihm Jacke und Tuch wieder abnahm. „Das ist ja eine neue Aera, Herr von Robinson!" — Sie dienerte wieder tief: „Empfehle mich allerseits — wenn auch zum Teil unbekannter Weise ... Eine geruhsame Nacht!"

Hugo schaute ihr nach, während sie verschwand. „Teufel auch!" sagte er dann, „die war einmal Hofdame — bei einem Rechnungsrat. — Sie tauchte ja unter, wie wenn sie im Wasser wäre."

Hellbach lächelte: „Ist doch eine gute Frau!"

„Das ist also eine von den beiden Evastöchtern, mit denen Sie hier haushalten —"

Hellbach hängte seinen Hut auf eine der vier Spitzen einer Etagere. „Ja; das ist die eine."

„Aha!" sagte Hugo wieder leichtfertig lächelnd, indem er seinen Mantel abnahm und auf einen Stuhl warf; den Hut warf er nach. „Dann ist dies Alräumchen wohl — die andere; und die andere, die zuerst hinausging, die ist — die richtige, die eine."

„Kann wohl sein," antwortete Hellbach ruhig.

„Nämlich nach ihrem Rücken und ihrer Gangart zu schließen, war die andre jünger —"

„Das haben Sie getroffen, Herr."

Hugo zog die Brauen hoch: „Und mit der lebt sich's lustig, hoff' ich!"

Hellbachs Brauen gingen hinunter, die Worte fuhren ihm in die Glieder. Schnell gefaßt machte er wieder sein heiteres, weltvergnügtes Gesicht: „Was wollen Sie, lieber Herr? Jeder lebt so lustig, wie er's haben kann."

„Alter Sünder!" lachte Hugo und drückte ihm den Arm. „Wissen Sie, es wär' nicht übel, wenn die mit dabei wäre!"

Damit drehte er sich schon und wollte zu Lilis Thür.

„Sachte! sachte! Halt da!" rief Hellbach mit ganz anderer Stimme — er war sehr erschrocken — und mit jugendlicher Schnelligkeit trat er ihm in den Weg. Der junge Mann sah ihn verwundert an. Seine schönen Augen blickten so klug, so forschend — und doch waren es noch immer Henriettens Augen —

daß es dem Andern nicht leicht ward, sich wiederum zu fassen.

„Halt da?“ fragte er. „Warum? — Sie machen ja ein ganz spartanisches —“

„Weg mit den Frauenzimmern,“ sagte Hellbach rasch, „wenn man trinken will! Ich hab' immer gefunden, die stören nur ... Bitte, setzen Sie sich; bleiben wir unter uns!“ — Er drückte seinen Gast mit gemütlich weicher Hand auf einen besonders bequemen Sessel an dem runden Familientisch, ging dann zu einem alten, schön geschnitzten Bauernschrank an der Wand und öffnete ihn; Becher, Gläser, Gefäße von allen Formen und Farben glänzten daraus hervor, im Lampenlicht. Leise that er aber noch ein paar Schritte bis zu Lilis Thür; die könnte unversehens kommen, dachte er; das ist nicht die Meinung! Er schob an ihrer Thür den Riegel vor, ohne daß der Jüngling es bemerkte. Darauf trat er zum Schrank zurück, nahm dort ein paar Trinkbecher, die aus Kokosnußschalen hergerichtet waren, und stellte sie auf den runden Tisch. „Die Evaskinder später!“ warf er hin, um die Neugier dieses jungen Taugenichtses vollends einzulullen. „Jetzt den wahren Tröster, Herr, den Sorgenbrecher! Und auf gute Freundschaft!“

Er ging noch einmal zum Schrank und kam mit einer kurzen, schilfumflochtenen Flasche zurück.

„Ist das Ihr Kapwein?“ fragte Hugo.

„Um Vergebung: noch nicht! Das ist so ein alter wunderlicher Heiliger ... Waren Sie schon in den Tropen, Herr?“

Hugo schüttelte den Kopf. „In Nordamerika war ich lange, wie ich Ihnen unterwegs erzählt hab'; in den Tropenländern nicht. Mein Vater wollte mich einmal von New York nach Südamerika mitnehmen, wo er große Geschäfte hatte; ich sagt' ihm aber: laß mich wieder nach Europa gehn! Für die neue Welt taug' ich nicht. Wien for ever! Wien ist mein Leben! — Und so kam ich nach Wien zurück —"

„Um da Ihre geliebten Naturwissenschaften zu studieren —"

„Lächeln Sie nicht so, Sie alter Satyr: ganz so schlimm bin ich nicht, wie Sie denken! Ich krieg' manchmal einen wilden Drang zur Arbeit; — es kommen mir nur immer die andern Dränge dazwischen, nehmen mich unter den Arm und gehn mit mir ab. Physik und jetzt besonders Physiologie, das sind ja meine Leidenschaften; und leichtlernig bin ich; mich fliegt alles an. Aber die verehrten, angenehmen Laster ... Bleiben wir heut bei den Lastern, Herr. Schenken Sie ein!"

Hellbach nickte: „Zuerst also von diesem rätselhaften Gewächs, wenn es Ihnen recht ist. Das hatten Euer Gnaden wohl noch nie auf der Zunge; versuchen Sie einmal, ob Sie das enträtseln!"

Er schenkte aus der Schilfflasche ein; in die runden Schalen floß ein feurig dunkel-goldiges Getränk. Hugo hob seine Schale empor: „Wunderbare Becher!" sagte er vergnügt. „Als tränk' man aus Menschenschädeln! — Mir wird schon wild zu Mut, wie einem Mohrenkönig —"

„Die Schale der Kokosnuß. Alles Gewohnheit, Herr!"

Mit einem Lächeln, das der still beobachtende Hellbach versucht war genial zu nennen, entgegnete Hugo: „Ich gewöhne mich von heut auf morgen; mir ist leicht geholfen!" — Er trank; nur ein wenig. Er blickte zu dem Andern hinüber, der sich auch gesetzt hatte. Dann trank er wieder, etwas mehr. „Hm!" machte er endlich, die Lippen vorwölbend und die Brauen tiefer ziehend. „Zu afrikanisch, deucht mir. Mehr für Mohrenkönige, nicht für Europäer."

„Wenn's nun gar nicht aus Afrika ist!"

„Dann zu — tropisch. — Mann, wie nennen Sie das?"

Hellbach beugte sich behaglich vor, die Ellbogen auf dem Tisch. „Sie sollten's erraten, dacht' ich! Sie sind ja ein Mann der Wissenschaft, Sie beschäftigen sich mit den Rätseln der Natur."

„Erraten?" murmelte der junge Mann. Er sah mit einem schrägen, scharfen Blick in seine Schale; wieder geistreich lächelnd hob er dann den Kopf: „Reizen Sie mich nicht! Ist einmal mein Forschertrieb geweckt, hat er angebissen, dann läßt er nicht wieder los. Wie die Dogge, wissen Sie, die sich in den Eber — —"

Er nahm die Flasche und roch an ihr. Er schüttelte den Kopf, stellte sie wieder fort; tauchte einen Finger in seine Schale und beroch ihn, die Augen schließend. Hellbach sah ihm mit heimlichem Vergnügen zu. Beiß du nur an! dachte er. Junge Dogge du!

Da dieser erste Angriff mißlang, schien aber der Forschertrieb bereit, wieder einzuschlafen; Hugo schüttelte nochmals den Kopf und lehnte sich zurück. „Sie bringen es nicht heraus!" sagte Hellbach jetzt, mit dem gemütlichen, überzeugten Lächeln, das so aufreizend ist.

„Oho!" antwortete Hugo und richtete sich wieder empor.

Hellbach trat an ein Gestell, an dem allerlei ausländische Geräte und Kleinigkeiten standen oder lagen, nahm zwei rote Fez mit blauen Quasten und setzte sich eines auf. Mit dem andern kam er zu seinem Gast: „Bedecken Sie Ihr Haupt mit ein bißchen Orient; das hilft vielleicht nach!"

Hugo nahm das Mützchen und drückte es auf sein schwachgelocktes Haar. „Ich bring' es nicht heraus?" gab er dann zurück. „Das will ich Ihnen doch zeigen, Sie — —"

Er sprach nicht zu Ende. Aus seiner Trinkschale goß er sich etwas Wein auf sein Taschentuch, das er darauf zwischen den Fingern rieb. Hellbach, der sich wieder setzte, sah dem aus einem Augenwinkel zu; er zog seine geliebte Schnupftabaksdose hervor. Eh er daraus nahm, hielt er sie dem Jüngling hin: „Vielleicht wollen Sie auch Ihren Geist mit etwas Schnupftabak stärken."

„Danke!" sagte Hugo fast gereizt. „Ich brauch's nicht!" — Er vertiefte sich mit Auge und Nase in sein Taschentuch. Hellbach nahm seine Prise und schnupfte.

„Traubenwein ist das jedenfalls nicht," sagte der junge Forscher endlich.

„Wer weiß!"

„Ich will Ihnen sagen, was es ist," fuhr Hugo lächelnd fort. „Das ist Palmwein, mein Lieber. — Geben Sie zu, Sie lächelnde Sphinx, daß das Palmwein ist?"

Hellbach nickte behaglich: „Nu ja, ich geb' es zu. Noch ein alter Rest, aus alter Zeit. Palmwein von der Kokosnuß; sogenannter Toddy. — Gut geraten, Herr!"

„Darauf trink' ich noch eins von dem wilden Saft!"

Hugo trank aus, schenkte sich wieder ein und that noch einen starken Zug. Es schien ihm nicht übel zu munden; er stieg gleichsam in den Geschmack hinein, mit dem Ernst des Denkers. Als er zum drittenmal getrunken hatte, bemerkte er aber: „Ich muß sagen, die Palme geb' ich doch der Traube; — oder man müßte der Palme etwas Traube geben. — Das steigt aber zu Kopf, alte Kokosnuß!"

„Gewiß steigt es zu Kopf," entgegnete Hellbach, der auch seine Schale geleert hatte; „dafür ist es Toddy!" — Er lächelte in sich hinein; es gefiel ihm nicht schlecht, mit welcher Anmut dieser Galgenstrick ihm sagte: „alte Kokosnuß!" — Seine rote Mütze auf die Seite schiebend, nahm er dann wieder das Wort: „Er giebt aber auch Gedanken, der Toddy. Wenn ich davon trinke, dann geht in der tropischen Abteilung da oben" — er klopfte an seine Stirn — „gleich der Vorhang auf: das ganze Puppentheater setzt sich in Bewegung. Ich sitz' wie der Zuschauer

meines eignen Lebens da — ein angenehmer, merkwürdiger Zustand — und seh' den Doktor Robinson unter Palmen wandeln, auf einer Insel an der Südsee sitzen, oder durch die Wüste reiten. Am liebsten seh' ich ihn in Afrika; — hab' da viel erlebt."

„Sie waren lange dort?" fragte Hugo, auch über den Tisch vorgelehnt.

„Nu, 'ne hübsche Menge Zeit!"

„Auch wo noch kein anderer war?"

„Auch das; zu dienen. Wo noch kein Livingstone und kein Nachtigal war ... Und ich war damals jung, Herr! Alles, alles war neu! Und dazu nun Länder und Menschen zu sehn, die noch kein Europäer gesehen hatte; und aus einer Gefahr in die andre zu gehn, mit festen Beinen und mit festem Herzen —"

Der junge Mann nickte dem Alten zu; seine Augen blitzten. Er schenkte sich wieder ein und trank.

„Und Rätsel zu lösen," fuhr Hellbach mit seiner warmen Stimme fort, „die noch keiner löste — Herr, das war Glück! Denn es geht doch eigentlich kein Glück über das Forscherglück; auch die ‚angenehmen Laster' nicht. Es ist was Wunderbares darin; es ist schwer zu sagen. Wenn man so ein Geheimnis dieser alten Erde anpackt und daran herumnagt — und sich dann einzubohren, immer ein Stückchen tiefer ... Die Natur ist groß, aber der Mensch ist nicht klein! Und größer noch als wir ist dann unser Glück!"

„Hm!" summte Hugo vor sich hin, in den Tisch hinein; von den Augen des andern beobachtet, ohne es zu wissen. Seine Züge wurden ernster, edler; ein

leichter Schleier von Schwermut schien sie zu umwölken. „Hm!“ wiederholte er nach einer Stille. „Sie haben wohl Recht. Wenn man sich so recht teufelmäßig abmüht an so einer harten Nuß — und endlich die Schale springt!“

Er lächelte und seufzte; beides stand ihm gut. „Wissen Sie, alter Wüstenreiter, ich war auch einmal keiner von den schlechtesten. Den ganzen Tag konnt' ich arbeiten — ja, ja, ich hab' solche Zeiten gehabt — und mir einen wahren Rausch in der Arbeit trinken! Bis ich aus Trotz gegen die ewigen guten Lehren meines Herrn Vaters und gegen die feierliche Tugendmeierei — — mir ist wenigstens, als wär' es so gekommen — gewiß sagen kann ich's nicht. Kurz, bis Herr Bacchus, Frau Venus und König Pharao mich so nach und nach —“

„Ja, ja, ja!“ warf Hellbach so hin. „Die Drei —!“

Hugo blickte auf; es war ganz Henriettens Blick, aus den ersten Zeiten. „Und König Pharao — dabei fällt mir ein: Sie wollten mir ja ein Spiel zeigen. Das Spiel aller Spiele.“

„Ja freilich; Sie haben Recht!“

Hellbach ging wieder an den Bauernschrank, holte ein Kästchen von orientalischer Arbeit hervor — es schien japanisch zu sein — und stellte es auf den Tisch. „Darin steckt das Spiel, Herr.“

„Na, dann machen Sie auf!“

„Die alten Inder, sagt man, haben es erfunden.“

„Schon gut; machen Sie auf!“

Hellbach lächelte, sein Sphinx-Lächeln, wie's der andre nannte: „Versuchen Sie's, ob Sie's öffnen können."

„Wieder ein Geheimnis?"

Hugo nahm das hübsche Kästchen und drehte es hin und her; darauf schob er es aber mit einer müden Gebärde wieder zu Hellbach hinüber. „Foppen Sie mich nicht, lieber Herr! Ich will hier nicht Kunststückchen machen, sondern spielen will ich. Mich betäuben — vergessen."

Er that einen leise seufzenden Atemzug und legte die Hand an die weiße Stirn.

„Sehr wohl!" antwortete Hellbach ruhig. „Dafür kann was geschehn. Was der Wein nicht betäubt, das betäubt der Bang!"

„Wer?" fragte Hugo.

„Der Bang."

„Den kenn' ich nicht; habe nicht die Ehre."

„Den Bang nimmt man vom indischen Hanf; seine Blütenäste. Daraus machen sie im Osten ein sehr angenehmes Betäubungsmittel."

„Ah! Sie meinen Haschisch!"

„Allerdings; das wunderthuende Haschisch. Wenn man vergessen und sich fröhlich betäuben will, giebt es gar nichts besseres. Das könnten wir zum Spiel rauchen, Herr. Da hinten in meiner Arbeitskammer hätt' ich auch Haschisch!"

„Sie sind ja ein Göttermann!" sagte Hugo heiter bewundernd. „Sie gefallen mir mehr und mehr!"

Er sah dem alten Afrikaner nach, der zur Rück-

wand ging; jetzt bemerkte er erst, daß dort noch ein Ausgang war, in einen höheren Raum; es führten mehrere Stufen hinauf. Oben fehlte die Thür, die war fortgenommen; alte indische Teppiche verhängten dafür die große Oeffnung. Hellbach stieg die Stufen empor und zog an einer Schnur; die Teppiche gingen nach rechts und nach links zurück, zu Hugos Ueberraschung ward eine Art von Laboratorium sichtbar, ein ziemlich großes Zimmer, in dem allerlei Glasschränke und Tische nicht viel freien Platz ließen. Ausgestopfte Tiere, Schädel, Retorten, Flaschen füllten oder bedeckten die Schränke. Auf den Tischen waren Instrumente und Apparate von den verschiedensten Formen sichtbar; auf einem auch Schreibzeug und Papier. Hellbach trat hinein und drehte eine Gasflamme auf, die nur fein, bläulich brannte; es entstand eine wohlthuende Helle.

„Was ist das?“ sagte der junge Mann. „Noch 'ne ganze Welt!“

„Mein Laboratorium, Herr! Ich pfusche noch so zuweilen in den Wissenschaften. Sehn Sie, durch diese indischen Decken hab' ich mich in zwei Teile geteilt: dort im Salon oder in der Kneipe bin ich gesellig, fidel, hier bin ich der Einsiedler.“

Hugo stand auf und stieg auch die Stufen empor. Er sah mehr und mehr verwundert in diese Einsiedelei hinein: da schien ein wirklicher, richtiger Naturforscher zu hausen. Jedenfalls ein Mann, der allerlei nebeneinander trieb: Physik, Chemie, Physiologie —

„Uebrigens tauml' ich beinahe!“ sagte er und

lehnte sich einige Augenblicke an den leeren Thürrahmen.

„Das ist der Palmwein, der Toddy!“ erwiderte Hellbach. „Mein kleines Privatmuseum in und auf den Schränken, sehn Sie; Raritätenkram. Allerlei Schädel, die ich gemessen habe; ausländische Pflanzengifte, selber hergestellt; Vögel, die ich ausgestopft —“

„Aber da sind ja noch ganz andre Sachen,“ fiel ihm Hugo ins Wort. „Elektrische Batterien —“

„Nu ja.“

„Maschinen —“

„Was man so braucht!“

„Eine Welt von Drähten und Trommeln und — — Herr, da bin ich ja plötzlich wie in meiner Welt!“

„Meine alte Liebhaberei. Etwas muß man doch thun, lieber Herr —“

„Aber Sie sind ja offenbar ein gelehrtes Haus!“

Mit einer Art von komischem Grauen betrachtete der Junge diesen Alten, mit dem er auf die „Gaudee“ gegangen war und der jetzt wie ein entlarvter Professor dastand; freilich wie ein ganz bescheidener, schüchterner, der seinen mächtigen Oberkörper gleichgültig hängen ließ. Es fiel ihm dann aber ein Apparat in die Augen, der ihn von dem Alten abzog; eine merkwürdig verwickelte und ausgebreitete Maschinerie, die zunächst einen langen Tisch einnahm, von da aber mit Fäden und Drähten auf einen andern hinübersprang und mit Batterien, Walzen, Scheiben ein weitläufiges Wesen trieb. „Das ist 'ne komplizierte Geschichte,“

murmelte er nach einer Weile; „die versteh' ich nicht. Wer hat Ihnen diesen Apparat gemacht?"

„Nu, wer soll ihn gemacht haben?" entgegnete Hellbach, auf die Drähte tippend. „Ich; oder meine Wenigkeit, wie man ja wohl in Europa sagt. In meinen Mußestunden, deren ich ziemlich viele habe; und ich hatt' immer 'ne geschickte Hand. Mit einem tüchtigen Maschinisten ... Das ist nämlich so meine eigentliche, spezielle Narrheit: daß ich dem verwünschten Geheimnis unseres Nervenlebens, diesem Urgeheimnis, beikommen möchte. Was in unsern Nerven lebt, unsern Geist erregt, — was ist das, Herr? Sind das nur kleine, unsichtbare Gewitter, elektrische Ströme und Blitze, die nur nicht als Schlag oder Licht oder Feuer, sondern als Empfindung wirken — oder ist's ganz was Ungeahntes, nie zu Fassendes, von dem der elektrische Funke nur der Affe ist?" Er deutete mit der Hand auf den Apparat: „Wenn ich die Maschine da immer feiner und feiner mache, daß sie den Froschnerven, den sie in Erregung bringt, immer witziger und klüger belauscht, seine wechselnden Erregungen wie 'ne Geschwindschrift so lebendig aufschreibt, daß ich nachher gleichsam ein Tagebuch des nervösen Herrn von der Trommel ablesen kann — treff' ich dann immer nur den Affen, Herr, oder könnt' ich nicht doch einmal den Geist des Lebens erwischen? — Das ist's, was mich nicht ruhen läßt. Das lag mir schon in Afrika und Australien und Gott weiß wo sonst noch im Kopf; und hier in Wien, in meiner Winkelgasse, hat mich's eingefangen. Das ist

auch wie die sogenannten Laster: es hat einen und läßt nicht los!"

Hugo stand noch immer vor dem Apparat, ganz in ihn vertieft; er ging jetzt um ihn herum, beschaute ihn von allen Seiten, betastete ihn hier und da. „Sonderbare Maschine!" stieß er von Zeit zu Zeit heraus. „Sonderbarer Herr! — Ich muß Ihnen sagen, Sie machen mich eifersüchtig, denn was Sie da betreiben, hab' ich auch betrieben. Zuerst mit einem Freund, dann allein. Dann — dann blieb alles liegen. ... Kommen Sie her, sonderbarer Herr, erklären Sie mir diesen merkwürdigen, verteufelten Apparat!"

Hellbach, der an einen der Glasschränke getreten war und einen Vogelschädel in der Hand hatte, wandte sich lächelnd zurück: „Versuchen Sie ihn sich selber zu erklären; spüren Sie ihm nach!"

„Wollen Sie mich aus einem Rätsel in das andre jagen? — Warum soll ich selbst —"

„Nu, selbst ist der Mann! — Und Sie sehn mir danach aus, als wenn Sie's könnten; vielleicht täusch' ich mich. Aber wenn Ihr Gehirn das hält, was Ihr Gesicht verspricht — —"

Er verstummte und schnupfte wieder. Er sah seine junge „Dogge" nur versteckt von der Seite an. Hugo, mit zunehmendem Feuer in den vorhin getrübten Augen — bläulich umrändert waren sie noch —, verbohrte sich in den Apparat. „Ein verruchtes Kunstwerk," brummte er. „Reizen Sie mich nicht, alter Herr; Sie wissen nicht, was Sie thun! — Ich hab' zwar noch den Toddy im Kopf und in den Augen;

aber wenn Sie mich so herausfordern, Sie Geheimniskrämer —"

„Herr, ich fürchte doch, Ihr bißchen Wissenschaft reicht dazu nicht aus. Zu verbummelt, junges Genie. Und wenn ich Sie auch vierzehn Tage mit dem Ding allein lasse —"

„Meinen Sie!"

„Zu viel Toddy im Kopf; ich meine alle Arten von Toddy, symbolisch. Diesen gordischen Knoten lösen Sie doch nicht auf!"

„Meinen Sie! Wenn ich wollte —"

„Ja, aber Sie wollen nicht!"

Hugo stampfte mit einem Fuß auf den Boden; dann blickte er Hellbach groß an: „Ich will!" Er setzte sich vor den Apparat; ihm zitterten vor Erregung die Hände. „Lassen Sie mir nur Zeit — nur Zeit —"

„Tag und Nacht, so lange Sie wollen! — Aber der Palmwein —"

„Ich will!"

Hellbach sagte nichts mehr. Er zog sich wieder gegen den Schrank zurück, aus dem er den Vogelschädel genommen hatte, und legte den an seinen Platz. Langsam und leise, wie um ja nicht zu stören, trat er dann in die leere Thür, ging geräuschlos die Stufen hinunter und an den Familientisch, auf dem er noch einen Palmweinrest in seiner Trinkschale hatte. Er schlürfte ihn im Stehen, so recht mit Behagen; so weit hätten wir dich! dachte er. — Ja, wenn mir das gelänge, du Pracht-Unkraut du, daß ich dir gegen jeden deiner „bösen Feinde" einen guten

Geist setzte . . . Die sind da, man muß sie nur nehmen! Zum Beispiel — er lächelte — Palmwein gegen Schaumwein, Schachspiel gegen Glücksspiel, gordische Knoten gegen Müßiggang . . .

Ernsthafter sann er weiter: Und vielleicht wirkliche, echte Liebe gegen — —

Hugo stand auf. Er fuhr sich mit einer Hand über die Stirn, noch hinter dem Apparat: „Der Teufel hole Ihren Mohrentrank! Mit diesem Dunst im Kopf kann ich das Ding nicht zu Ende denken. Ich hab' auch so oft nicht ausgeschlafen; ‚Nachtwachen im Dienst der Wissenschaft', wie mein satirischer Vater sagt. Hohler Schädel; unfähig . . ."

Er verließ das Arbeitszimmer und kam in den Salon; er war blaß geworden, sah elend aus. „Aber lächeln Sie nicht, alter Rätselmacher —"

„Ich?" fragte Hellbach. „Hab' ich gelächelt?"

„Ich dachte; es sah so aus. Denken Sie nicht, ich geb' es schon auf; lächeln Sie nicht i n w e n d i g. Sie haben mich gereizt, Herr! Ich sag' Ihnen, ich will keinen Tropfen mehr auf die Lippen bringen, bis ich Ihnen bewiesen hab', daß Ihr Uhrwerk da nicht sinnreicher ist als mein nüchterner und ausgeschlafener Kopf! — Wenn Sie gefälligst gestatten, daß ich wiederkomme—"

„Wird mir eine Ehre sein. Immer! Wann Sie wollen!"

„Sie sind der freundlichste und angenehmste Einsiedler, den ich kenne . . . Also m o r g e n, denk' ich! — Heut ist's umsonst. Heut taugt dieser Schädel zu nichts mehr, als auf den Maskenball!"

Er nahm sich das Fez vom Kopf und warf es auf den runden Tisch.

Einen Augenblick verblüfft starrte Hellbach den Jüngling an. Auf den Maskenball? So sollte dieser Abend enden? Der Bursch wollte fort? — „Was wollen Sie auf dem Maskenball?" fragte er, als verstehe er das nicht.

„Na, was will man da?" Ein verwünschtes Lächeln ging über Hugos Gesicht. „Ueber Ihrer Maschinerie hätt' ich's bald vergessen: Lili erwartet mich!"

Hellbach fuhr zusammen; es kam ihm zu plötzlich. „Wer?" fragte er, sich wieder fassend.

„Na, wer soll's denn sein? Irgend eine Lili!"

Nun lächelte Hellbach denn auch; griff zu seinem Beruhigungsmittel, der Dose, und nahm eine Prise. Es gab ihm nur allemal einen Ruck, wenn so einer wie der von einer Lili sprach ... Während er bedächtig, genießend schnupfte, sagte er mit seiner jugendlichen Heiterkeit: „Ein bissel verliebt?"

„Fast ein bissel mehr!" antwortete Hugo zutraulich. „Ich will Ihnen sagen, die ist nichts Gewöhnliches, diese Lili; — eigentlich ein Rätsel. Ganz bedeutend gebildet; fein; Verstand im Kopf, Seele in den Augen —"

„Ah!"

„Und ein so graziöses Lächeln — so treuherzig —"

„Und wo haben Sie denn dies Phänomen gesehn?"

„Das ist eben das Wunderbare: auch nur so auf dem Maskenball! Vorgestern ... Ich hab' nämlich

heuer die verrückte Leidenschaft, auf Maskenbälle zu gehn. Gewöhnlich findet man da nichts als die trostlose Durchschnittsfidelität, das neugierige Gänschen, oder ‚das gemeine Weibchen‘, femina communis. Aber diesmal — die erste Perle! — Ein schwarzer Domino —“

„Der sich dann demaskierte —“

Hugo nickte.

„Und seinen Namen, seine Wohnung sagte —“

„Da irren Sie, alter Sünder!“ Hugo, dem jetzt die Augen glühten, setzte sich auf den Tischrand: „Von so leichtem Gewicht ist das Mädel nicht; — wär's auch sonst 'ne Perle? — Sie verriet mir nichts, als den Namen Lili; zuerst hatte sie sich immer nur ‚Aschenputtel‘ genannt. Alles weitere Bitten umsonst!“

„Sie versprach aber, heut wiederzukommen —“

„Ja; mein einziger Sieg! — Als ich darauf kühner wurde und sagte: Lili, lassen Sie mich wenigstens dieses Röschen küssen — sie hatte nämlich hier am Hals ein allerliebstes Muttermal, rot wie ein blasses Röschen — — Was ist Ihnen?“

„Nichts, nichts,“ antwortete Hellbach. Er hatte gezuckt. Es fiel ihm plötzlich wie ein Hammerschlag aufs Herz: Lili! meine Lili!

„Da war's aus,“ fuhr Hugo fort, „da hatt' ich verspielt. Sie huschte weg — und nicht mehr zu finden! — Denken Sie aber darum nicht, daß ich die Courage verloren habe; so lose sitzt mir die nicht. Heute abend, hoff' ich — — Herr, Sie haben was. Sie sind blaß geworden.“

Hellbach fand geschwind das nützlichste Wort; mit einem tapferen, erkämpften Lächeln legte er sich die linke Hand an die linke Seite: „Das kommt so und geht, lieber Herr; ein kleines Herzfehlerchen! — Nur dumm, daß es grade jetzt —“

Er wandte sich ab, als suche er etwas; er wünschte einen Augenblick die innere, greuliche Qual auf seinem Gesicht austoben zu lassen — und nach Lilis Thür zu schauen, wiewohl das keinen Sinn hatte. Herr mein Gott, dachte er, es geschehen Wunder, oder das ist meine Lili! — Gestern und heut ging sie auch wie im Traum ...

Und ist sie denn noch zu Hause? fuhr's ihm durch den Kopf. Er trat näher an ihre Thür und horchte; nun fiel aber dem Verstörten erst ein, daß er die Thür hatte futtern lassen, damit sie beide nichts mehr hören, sich nicht stören sollten. Er vernahm keinen Laut. Eine abscheuliche Angst befiel ihn: wenn sie schon weg war, zum Maskenball! — Nein! dachte er, sie soll nicht fort. Wenn es noch zu hindern ist, so soll sie nicht fort!

Er drehte sich auf den Fersen herum und sagte ohne weiteres, mit der Hand winkend: „Also gute Nacht!“

Hugo hatte unterdessen Hut und Mantel genommen, er hielt beides noch in den Händen. Etwas verwundert gab er zur Antwort: „Ja, ich gehe schon. — Aber Ihr Rebus da oben — — morgen komm' ich wieder.“

„Um den Rebus zu raten. Ja. Morgen. Gute Nacht!“

Hugo lächelte unsicher: „Es eilt Ihnen ja auf einmal ganz gewaltig, Herr, mir gute Nacht zu wünschen.“

Hellbach legte schnell wieder die Hand aufs Herz. „Unschicklich, nicht wahr; schlechte Lebensart! Entschuldigen Sie: wenn der alte Muskel da rebellisch wird —“

„Der Herzfehler.“

„Ja. Dann brauch' ich leider Ruhe.“

„Ich bedaure Sie,“ sagte Hugo herzlich, mit viel Güte und Wärme im Ton, und hielt ihm zum Abschied die Hand hin. „Wünsche Besserung!“

„Danke, danke, danke!“ — Hellbach nahm die Hand, drückte sie geschwind; darauf faßte er den jungen Mann am Arm und zog ihn fast zur Gangthür. „Nur Ruhe, dann giebt sich's ... Also gute Nacht!“

„Schlafen Sie sich zurecht.“

„Gewiß. Natürlich. — Und Sie“ — Hellbach suchte recht gemütlich zu lachen — „seien Sie glücklich, Sie — Demaskierer.“

„Ich hoffe, Herr! — Morgen erzähl' ich Ihnen —“

„Morgen! Gewiß!“

„Und dann trinken Sie mit mir einen Traubenwein ... Gute Nacht!“

Er ging.

III.

Hellbach hatte ihn zur Thür begleitet, ihm noch zugenickt; von einer jähen Leere im Gehirn befallen, einer Ohnmacht nahe, kam er dann mühsam, langsam an den runden Tisch zurück. Mit der Faust sich aufstützend sah er noch wie in schwarze Nacht; die Kniee zitterten ihm; Schurke du! dachte er. Leichtfertiger, verdammter Schurke! Du willst meine Lili — —!

Die Schwäche verging aber geschwind, wie jede Schwäche in ihm. Es that ihm wohl, daß er wieder etwas wollen konnte; darüber verlor sich der dumme Schmerz, der sich ihm auf die Brust, auf das Herz geworfen hatte — als hätt' er wirklich den Herzfehler, den er sich erfunden — und er fragte sich frischweg: Was nun thun? — So ein Muttermal hat nicht leicht 'ne Zweite. Sie ist's. Also sie nicht wieder hingehn lassen ... Ja, wie macht man das? — Das Mädel einsperren. Kleinigkeit! Dann geht sie aber morgen oder übermorgen. Und Vater Robinson wird gehaßt; wird der Feind ... Ueberreden? Wie denn? —

Das ist nun alles eins. Nur hin! Vorwärts, vorwärts!

Er raffte sich auf, die Kniee waren wieder sicher. Zu ihrer Thür gekommen, schob er geräuschlos den Riegel zurück; darauf klopfte er. „Lili!" rief er. „Sind Sie da?"

Eine kurze Weile blieb alles still, er fürchtete schon; dann öffnete sich aber die Thür, Lili stand darin. Sie war noch in dem grünen Kleid; doch bemerkte er, daß sie ihre Stirnlöckchen frisch gebrannt hatte. Mit ihrem guten, weichen Gesicht, nur, wie ihm schien, ein wenig befangen, fragte sie: „Was giebt's?"

„Erstens guten Abend —"

„Guten Abend, Vater Robinson!" kam das gewohnte liebe Echo zurück.

„Zweitens, was ich fragen wollte, meine liebe Lili: haben Sie noch meinen Faust?"

Sie nickte.

„Ich hätt' ihn gern einen Augenblick —"

„Ich bring' ihn!"

Sie sprang davon — wie 'ne Gazelle! dachte er — und kam bald mit einem kleinen, alten, stark zerlesenen Buch. Hellbach war aber in sein Zimmer zurückgegangen, damit sie ihm dahin folgen sollte; er erwartete sie am runden Tisch, auf den er sich, wie vorhin der „Schurke", gesetzt hatte. „Ich dank' Ihnen," sagte er, das Buch aus ihrer Hand nehmend. „Zum Geburtstag bekommen Sie einen eigenen Faust; einen schönern. Wie dieser alte Taschenfaust vergriffen ist; ungefähr wie Gretchens Gebetbuch. — Ja, ja,

Faust und Gretchen ... Haben Sie jetzt viel drin gelesen, Lili?"

„Nicht viel," antwortete sie. „Ich dachte, Sie würden abends draus vorlesen; — Sie nahmen aber immer anderes. — Warum schauen Sie mich so an?"

Sie errötete; lächelte dann.

Die Unruhe in ihren Augen, dachte er; und in allen Gliedern! — „Ja, warum schaut' ich Sie so an?" sagte er. „Ich weiß es nicht. Vielleicht nur so aus allgemeinem Wohlgefallen; vielleicht auch, weil Sie mit dem altdeutschen Kleid, mit dem altdeutschen Täschchen — hab' beides an Ihnen so gern! — weil Sie mich damit an Gretchen erinnern." — Er klopfte auf das Buch, das er in der linken Hand hielt, und lächelte ihr unbestimmt zu. „Dieses Buch der Bücher, Lili! Alles ist darin!"

„Ja, das mag wohl sein," erwiderte sie zerstreut. Sie hob sich unbewußt auf den Zehen; es schien in ihr alles zu sagen: wär' ich nur erst fort!

„Sie haben auch Recht," fing er wieder an, indem er seinen Faust durchblätterte: „ich sollte daraus vorlesen. Jetzt ist's ja ein Vergnügen, wie das Mädel zuhört, mit den großen und immer größeren Augen. Im Anfang, da schlief sie gern ein; stand ihr auch sehr gut: die roten, kindlichen Bäckchen — man muß ja wohl eigentlich ‚Wangen' sagen. Aber das schöne, süße Aufhorchen steht ihr doch noch besser. — — Ja, der Faust, der Faust. So ein Weltbuch, Lili! Jeder von uns findet sich darin. Faust und Gretchen. Alles ist drin!"

Das Mädchen sah ihn betroffen an; es war etwas in seinem Ton, in seinen Augen, das ihr sagte: er will etwas. Sie wollte reden, fragen — fragte sie ihn doch immer, nach allem — sie mochte aber jetzt nicht und schwieg. So sahen sie sich eine Weile stumm ins Gesicht. Endlich senkte sie den Kopf ein wenig, da sein Blick sie störte, und faßte sich das Herz, zu sagen: „Ich glaub', Sie wollen etwas, Vater Robinson. Was wollen Sie?"

„Ich?" antwortete er freundlich, zärtlich. „Alles, was Lili will! Alles, was Lili freut! — So ein verwitterndes, graues, bestaubtes Gemäuer, was kann das denn anders wollen, als sich mit dem jungen Epheu vertragen, der an ihm in die Höhe wächst?" — Er legte das Buch weg und ihr beide Hände auf die Schultern: „Ich hab' ja nichts auf der Erde, als Sie. Das ist Ihnen ja bekannt. Als ich Sie damals, das erste Mal, bei Frau Reiter sah — Sie saßen in einer Ecke, hatten um Ihre kranke Mutter geweint — — was war's doch so besonders gewesen, um das Sie geweint hatten?"

„Ach ja, es fällt mir ein," sagte Lili, während sie einen flüchtigen Blick auf die Wanduhr warf. „Mir war das so schrecklich, daß die Mutter, eh' der Regierungsrat sie in die Anstalt gebracht hatte, eines Abends in mein Zimmer gegangen war und von der Wand und vom Tisch und aus meinem Album all ihre Bilder genommen hatte; nichts war dageblieben, nicht ein einziges! auch die alten aus Deutschland nicht. Und meine Schublade hatte sie erbrochen und all die

Briefe herausgenommen, die sie mir geschrieben; und die alle mit den Bildern verbrannt!“

„Weil sie sich vernichten, tot sein wollte; das war ja wohl damals ihre Phantasie.“

Lili nickte: „So hat es dann der Direktor in der Anstalt dem Regierungsrat erklärt! — Mir war aber damals so sterbenstraurig, daß ich gar kein Bild von ihr hatte . . .“

Plötzlich fiel ihr wieder ein: morgen kommt sie selbst! Die Freude trieb ihr das Blut zum Herzen; und dann wieder die Bangigkeit. Sie öffnete die Lippen; es lag ihr schon auf der Zunge: „Vater Robinson, meine Mutter kommt!“ — In diesem Augenblick schlug die Wanduhr. Sie fuhr fast zusammen. Nun sollte sie gehn, zum Maskenball; nun war's Zeit . . . Und wenn sie jetzt von der Mutter erzählte, wenn sie den Brief des Direktors holen, vielleicht gar die Frau Reiter aufstören mußte, so kam sie nicht fort. Morgen! dachte sie, geschwind ihren Ausweg findend. Morgen sag' ich's ihm. Morgen ist auch noch ein Tag!

„Ja, das mit den Bildern war's,“ sagte Hellbach nickend, während in Lili diese Gedanken wie ein Schwarm von jagenden Schwalben dahinschossen. „Ich seh' Sie in Ihrer Ecke wie heut. Es ging mir ganz abscheulich zu Herzen; — die sollt' man doch aufheitern! dacht' ich. Na ja, ich glaub' auch, noch denselben Abend haben wir gelacht! — Das fiel uns aber nicht ein, nicht wahr — Ihnen nicht, mir auch nicht — daß wir so zusammenwachsen würden, das alte fidele

Gemäuer und der junge Ephen. Daß nun das Gemäuer ohne den Ephen gar nicht mehr leben kann ... Kind, Mädel, Lili, wenn Sie das mißbrauchen! Wenn Sie mich darum bringen!" Er hatte wieder die Hände auf ihren Schultern, schüttelte sie leise. „Das alte Stück Mauer hat ja keine Arme, hat auch keine Kletterranke, keine Klammerwurzel, kann den Ephen nicht halten. Wenn Sie aber von mir abfallen, dann stürz' ich ein. Fallen Sie nicht von mir ab! Lili! Sie nicht!"

„Aber Vater Robinson!" sagte sie mit unsicherer, bedeckter Stimme. „Was reden Sie; wie kommt Ihnen das. Ich von Ihnen abfallen ... Was hab' ich denn gethan?"

„Wo sehen Sie hin?" fragte er dagegen. „Auf die Wanduhr; schon zum drittenmal. — Meine liebe Lili, Sie kommen noch früh genug auf den Maskenball."

Sie trat erschrocken zurück.

„Seien Sie mir nicht bös," sagte er liebenswürdig wehmütig lächelnd, „daß ich es errate. Sie waren vorgestern abend auf dem Maskenball —"

Lili senkte den Kopf.

„Sie gehn heut wieder hin —"

Sie wollte widersprechen; es kam aber kein Wort heraus. Dem Vater Robinson etwas verschweigen, das konnte sie noch; ihn belügen — nie mehr!

„Sie gehn heut wieder hin," wiederholte er; „und — und das alte Gemäuer kann den Ephen nicht halten."

Regungslos und wehrlos stand das Mädchen da, mit den großen blaßblauen Augen auf den Boden blickend. „Vater Robinson!“ kam's nur wie ein Hauch hervor. „Woher wissen Sie ...“

„Meine arme Lili!“ fing er wieder an, ohne auf die Frage zu antworten; er saß noch auf dem Tisch. „Ich verstehe ja. Das arme Blut, das Ihnen da eben in die Wangen schoß — sehn Sie, jetzt sag' ich Wangen — das ist achtzehnjähriges Blut. Achtzehn Jahre haben ein feines Ohr: einen Straußschen Walzer hören sie zwanzig Gassen weit. Ein galantes, schmeichelndes Flüstern hören sie noch im Traum; und bei dem kleinen Wörtchen ‚Glück‘ hüpfen sie, als wär's Musik! — Da kommt dann die stille Nacht; wie jetzt. Draußen rollt ein Wagen, — fährt wohl zur Redoute; die achtzehn Jahre zittern vor Erwartung. Selig verstohlen hüllen sie sich in das warme Tuch, oder in den Domino, sich und ihr Geheimnis; denn das Geheimnis, das Verbotene haben sie so gern —“

„Ach, Vater Robinson!“

„Ich versteh's ja, Lili. — Also hinausgeschlüpft — und durch die stillen, halbdunklen Gassen fort, immer gradaus auf das Glück. Wo kann's denn sein, als in dem großen Saal, wo die Lichter brennen! Der erste Geigenstrich — wie fährt das süß durch die Brust. Und wie nun die Masken schwirren und die Schleppen rauschen — und die Lippen summen — und überall summt es ‚Glück‘. Und was das für Augen sind, die uns jetzt auf die Maske, und durch die Maske hindurch ins Herz schauen; weiche, leuch-

tende, verliebte, von Sehnsucht flüsternde Augen; Männeraugen! Und wenn man nur mutig hineinschaut, dann sieht man darin das Glück. Und wenn wir auch alles drangeben müßten — wir haben doch gelebt, haben den großen goldenen Becher doch an den Lippen gehabt — und wer wird auch am Anfang nach dem Ende fragen!“

Lili blickte ihn groß und fest, mit rührend unheimlichem Staunen an. „Woher kommt Ihnen das alles —“

„Gute, arme Lili!“ fuhr er mit so weichem Mitleid fort, daß sie ganz verging. „Das Leben liegt ja schwer auf Ihren achtzehn Jahren. Ich weiß ja. Sie hausen hier oben wie in einem verzauberten Turm; nicht Raben und Dohlen um Sie her, wie im Märchen, aber ein verwitterndes, gutes, schwachsinniges Weibchen, und ein ‚Eremit‘. Daß Sie meine Schülerin sind, mit Freuden lernen, und viel; daß Sie sich selbst für meine Wissenschaften und sogar für meine Apparate begeistern — kann das Ihren jungen Glückshunger stillen? — Da kommen dann die achtzehnjährigen, heimlichen Wünsche — und die Dominos und die Maskenbälle. Und die Männeraugen —“

Die innere Bewegung begann ihn nun doch zu übermannen. Es kam ein Zittern in seine Stimme, als er lauter hinzusetzte: „Und der Faust und das Gretchen ... Lili! Lili!“ — Er nahm das Buch wieder vom Tisch und hielt es in die Höhe; die Hand schüttelte es hin und her. „Alles ist darin! Auch Ihr Schicksal, Lili! Und ich hör's, ich seh's — ich

steh' da wie ein Wegweiser in stockfinsterer Nacht — und ich kann nicht helfen, ich kann Sie nicht halten!"

Dem erschütterten Mädchen schwand alle Farbe aus dem Gesicht; sie war schon gegen die Wand zurückgewichen, ohne es zu wissen, und sank nun dort auf einen Stuhl. „Wie sich das anhört," murmelte sie. „Mein Gott! — — ‚Auch mein Schicksal', sagen Sie. Bin ich denn in Gefahr?"

„Ja," sagte er kurz. Sie fuhr zusammen.

Hellbach stand auf und trat zu ihr, die sich beide Hände vors Gesicht schlug; sie nahm sie aber bald wieder fort. „Ja," sagte er noch einmal, auf sie niederschauend. „Und Sie wissen's auch. Sie haben ja gar nicht den Mut, mir zu widersprechen. Ueberhaupt, Lili, dafür dank' ich Ihnen: mir ein falsches Wort sagen, ein unwahres, das thun Sie nicht. Das haben wir doch miteinander erreicht; das ist meine Seligkeit! — Sonst ist mir heut recht erbärmlich zu Mut — weil ich Sie halt so sehr herzlich lieb hab' . . ."

Er zuckte nur noch mit den Achseln, als möcht' er nicht mehr sprechen.

„Guter Vater Robinson!" seufzte sie schwach, ohne aufzublicken. „Ach! was soll ich denn thun?"

„Darüber ließe sich reden, Lili. — Sie sind in Gefahr; darüber sind wir einig. Und warum in Gefahr? Weil Sie wohl etwas zu heißes und zu — rasches Blut haben; ein so kluges Mädel wie Sie kennt sich ja recht gut. Wir machen uns ja nicht selbst, Kind; wir erben alle von Vater und Mutter, die auch geerbt hatten, — Gutes und Schlimmes;

Nützliches und Gefährliches. Mit dieser Erbschaft sitzen wir da! Aber das ist uns nicht verwehrt, uns ein bissel anders, also auch ein bissel besser zu machen. Uns gegen die bösen Feinde da drinnen zu wehren, so gut wie wir können; die guten Säfte in uns zu pflegen, die schädlichen auszutrocknen ..."

Er zog seine Dose hervor, als wäre die jetzt das Wichtigste, und schnupfte.

Lili war auch noch eine Weile still. Eine blasse Schwermut oder Wehmut lag auf ihrem Gesicht. „Rasches Blut, meinen Sie," begann sie endlich. „Ja, das hab' ich wohl. Darum fürcht' ich mich ja auch; darum sitz' ich hier ... Aber sonst — Sie nennen mich ein kluges Mädchen — ach, ich kenn' mich wohl noch nicht sehr gut. Ich täusch' mich wohl noch oft, trau' mir viel zu sehr. — Sagen Sie mir doch einmal meine Fehler! Aber alle, alle!"

Hellbach lächelte. „Gute Lili, das halten Sie ja nicht aus!"

Sie hob ihr Gesicht zu ihm auf, es hatte einen starken, entschlossenen Ausdruck, die feinen Nasenflügel hatten sich zusammengezogen: „O doch, ich halt's aus! — Und in diesem Augenblick thut mir's gut. Sagen Sie mir alles! Von keinem andern Menschen hör' ich so was gern, auch von meiner Mutter nicht; aber von Ihnen — — Sie sprechen so ganz anders, da thut's weh und wohl zugleich. Besser machen ... Also was?"

Mit dem ausgestreckten, starken Arm griff Hellbach nach einem Stuhl, der ihm nahe stand, hob ihn heran und setzte sich auf ihn, neben Lili. „Da sitzt

denn also ein Mädchen," fing er ohne Vorrede an, „wohlgeschaffen und gut —"

„Ach!" seufzte sie und schüttelte den Kopf.

„Wohlgeschaffen und gut; aber von Vater oder Mutter oder von den sogenannten Ahnen hat sie auch sonst noch dies und das! Zum Beispiel, erstens: ‚Hang zur Unordnung' nennen es die Menschen; — indessen diesen Feind haben wir, mit Gottes und Vater Robinsons Hilfe, schon zu Boden gestreckt."

Sie schaute ihn dankbar an und legte ihm ihre Hand auf die seine, die auf seinem Knie lag.

„Dann: etwas Gefallsucht, Lili. Koketterie ist kein hübsches Wort; wär' auch nicht das rechte; Gefallsucht ist aber da — ein bissel. Doch darüber lachen wir, das ist nicht schlimm; denn Lili von Bruck ist auch stolz; sie wird mehr und mehr nur denen gefallen wollen, die auch etwas wert sind. Sie will's eigentlich heute schon."

Lili lächelte ihn an und nickte.

„Zum dritten: die süße Neigung, in der Phantasie zu leben; schon gefährlicher, Kind. Denn wer die Wirklichkeit tapfer bestehen soll, der muß sie auch tapfer erkennen. Sonst geht man wie im Nebel und kommt endlich ganz wo anders hin, als man wollte; kommt zuletzt an sein Grab und hat gar nicht nach seinem Sinn, sondern verkehrt gelebt! — Das thun manche, Kind; das wollen wir aber nicht…"

Sie schüttelte ernsthaft den Kopf.

„Zum vierten —"

Er nahm eine Prise, ehe er weitersprach. „Zum

vierten: ein häßliches Wort, das Wort ‚Genußsucht‘ …“

Lili zuckte zusammen.

„Schauen Sie, das ist nun der böse Feind in eigener Person! Denn Genußsucht arbeitet nicht, und Genußsucht liebt nicht. Genußsucht hat Nerven, aber keine Muskeln; hat Blut, aber kein Herz …“

Er hielt wieder inne. Es war, als hätte jedes Wort sie geschmerzt. Sie sah finster vor sich hin, ohne sich zu rühren.

„Ja, und wenn das fünfte nicht wäre —“

Sie zuckte wieder zusammen, als hätte sie gehofft, es sei nun aus.

„Das fünfte,“ sagte er aber ruhig noch einmal, „der fidele Kamerad dieses bösen Feindes: ‚Leichtsinn‘ nennen ihn die Leute. Der unter anderm heimlich in den Domino schlüpft und das Lärvchen anlegt. Das ist ein gefährlicher Herr: der singt unsre Stärke — und unser Lebensglück mit seiner süßen Flötenstimme in Schlaf. Ja, wenn wir den auch noch besiegten, Lili, da hätten wir gewonnen!“

Sie antwortete nicht. Sie stand langsam auf, ging zum Fenster. Dort starrte sie auf die Straße hinaus; in ihren Schultern, in ihrem Rücken regte sich der Unmut, den sie fühlte.

Hellbach ließ ihr Zeit. Er saß still, die Hände auf den Knieen. Erst als ihm war, als sei nun das ganze Zimmer vollgeschwiegen, fragte er mit der schlichten Herzlichkeit, der so schwer zu widerstehen war — vielleicht weil ein verhaltenes, allgemeines, leises

Weltweh darin schwebte —: „Hab' ich Sie gekränkt, Lili?"

Sie wandte sich langsam zu ihm. Die Bitterkeit zuckte ihr noch um die entfärbten Lippen; nach und nach ward aber ein halb trotziger Schmerz daraus. „Ich soll heut nicht auf den Maskenball gehn," sagte sie; „das ist's, was Sie wollen."

„Arme Lili," erwiderte er und stand auf. „Das ist's."

„Immer entsagen, entsagen. Ist denn das das Leben! — Und Sie?"

„Was denn ich?"

„Können Sie selber das thun, was Sie predigen? — Ich soll nichts erleben, soll alles unterlassen, was mein ‚Leichtsinn', meine ‚Genußsucht' wünscht. Wenn nun einer kommt und zu Ihnen sagt: da hast du einen Lieblingswunsch — oder eine süße Gewohnheit — die ist nicht schön, die steht dir nicht gut, gieb sie auf; können Sie das?"

„Wir müssen's versuchen, Lili," antwortete Hellbach mit seinem unerschrockenen Lächeln. „Sagen Sie mir zum Beispiel, was Ihnen nicht gefällt?"

„Was mir nicht gefällt? — Ihr Tabakschnupfen, Vater Robinson. Sehn Sie, da haben Sie's. Schön ist es nicht. Es steht Ihnen gar nicht gut."

Hellbach schaute sie doch betroffen an, sein Gesicht ward lang. „Mein Tabakschnupfen ... Einer meiner wenigen Genüsse, Kind —"

Mit liebenswürdigem Erschrecken fiel ihm Lili

sogleich in die Rede: „Einer Ihrer wenigen Genüsse ... Hab' nichts gesagt!"

„Doch, doch. Und zwar die Wahrheit haben Sie gesagt. Es ist unschön, Lili. Da schauen Sie her, mein Rock; wie sieht er aus. Und überhaupt, dieses ewige Schnupfen." Er hatte die Tabaksdose aus der Tasche gezogen und hielt sie ihr hin: „Nehmen Sie! Von diesem Augenblick nie mehr!"

Lili wich vor der Dose zurück. „Vater Robinson —"

„Nehmen Sie!" rief er. „Nehmen Sie! Und wär's auch nur, um Ihnen ein Beispiel zu geben ... Nehmen Sie, ich will's!" — Da sie noch zögerte, faßte er ihre lange, weiche Hand, drückte die Dose hinein und machte ihr dann die Hand wie eine Dose zu. „So!" sagte er, als atme er auf. „Wieder ein Laster vor die Thür gesetzt. Ich dank' Ihnen, guter Freund!"

„Nun, guter Freund?" fuhr er mit einem stillen, feinen Lächeln, aber gar herzlich fort. „Was werden Sie nun thun?"

Sie lehnte sich gegen das Fenster, vor Bewegung den Kopf schüttelnd. „Was für ein Mensch sind Sie!" sagte sie leise.

„Abgemacht! — Was werden Sie nun thun?"

„Was ich nun thun werde? — Ach, Sie sind grausam. — Aber so gut, so gut. — Da haben Sie meine Hand; da. Ich will ja thun, was Sie wollen! Ich geh' heut nicht fort!"

„Heut nicht —"

Es brach ihr jetzt voll und stark aus der Brust hervor: „N i e, wenn Sie's nicht wollen! Denn dann ist's nicht recht oder nicht gut. Nie, Vater Robinson, nie!"

Er stand so nahe vor ihr; wie ein Kind sank sie ihm ans Herz. Es ging ihr ein leises, wiederholtes Schütteln durch den Leib. Hellbach hielt sie mit einem Arm, sie sanft und väterlich drückend; mit der andern Hand fuhr er ihr weich über das weiche Haar, aus dem ihn der Duft der blühenden, gesunden Jugend anhauchte. „Arme, teure Lili!" sprach er so recht in sie hinein, mit liebkosender Stimme. „Beste, liebste Lili!"

Das Streicheln von Hand und Stimme that ihr gut, sie hielt gern eine Weile still. Als sie sich wieder aufrichtete, sah sie ihm aber tief in die Augen, als klammere sich ihr Blick an sie: „Aber was hilft das, Vater Robinson? Sie haben mir's ja gesagt, was für ‚böse Feinde' in mir wohnen; und Sie haben mir gewiß nicht a l l e gesagt, ich bin viel zu früh ans Fenster gegangen. Und früher haben Sie mir gesagt, daß das m ä c h t i g s t e in allen Wesen die Erbschaft von Vater und Mutter ist. Mit all meinem guten Willen, wie kann ich mir helfen?"

„Kind," antwortete er, „klagen Sie nicht." Es kam ein fast feierlicher Ernst in seine leuchtenden Augen. „Ja, ja, ja, gefangen sitzen wir in diesen ererbten vier Wänden unseres Ich; diesen Kerker sprengt niemand als der Tod. Aber doch, doch ist uns zu helfen! Wohnt nicht der Mensch unter den Menschen,

Kind? Ist nicht ein ewiges Wirken und Säen hin und her, von einem zum andern? Von Seele zu Seele flattern ja tausend unsichtbare Keime, schlüpfen durch tausend unsichtbare Spalten in den Kerker des Ich; gieb ihnen nur Zeit und Kraft, darin einzuwurzeln, so wachsen sie hinein in dein ererbtes Ich und vererben sich fort mit dir, vom Geschöpf geschaffen. Nein, Lili, klagen Sie nicht! ‚Böse Feinde‘ und ‚gute Engel‘ — 's sind ja alles nur Keime, die in Ihnen wuchern; die guten Engel können die bösen Feinde ersticken!“

„O Sie —!“ hauchte Lili; bückte sich auf seine Hand, die sie ergriff, und küßte sie.

„Aber —!“ sagte er beinahe erschrocken. „Was thun Sie da!“

„So kann nur ein Vater zu seinem Kind sprechen. — Vater Robinson! Helfen Sie mir! Lassen Sie nicht nach, bis Ihre guten Gedanken in mir Wurzel schlagen. Ich will erben von Ihnen!“

Jetzt nahm er ihre beiden Hände: „Kind! Was für ein Wort! Dann hätt' ich ja auch nicht umsonst gelebt; dann stürb' ich nicht ganz.“ Er lächelte glückselig: „Gute Lili, wenn Sie das noch einmal sagten —“

„Ja, ja, ja! Meine arme Seele —“

Sie zog seine Hände an ihre Brust, als wohne die Seele da.

„Erben soll sie von Ihnen!“

IV.

Es ward an die Gangthür geklopft; ehe aber Hellbach „Herein" rufen konnte, riß Frau Reiter die Thür schon auf, ganz gegen ihre feinen Gewohnheiten, und offenbar atemlos stürzte sie ins Zimmer. „Fräulein Lili!" keuchte sie. „Bitte ganz ergebenst — die Dreistigkeit — zu entschuldigen. — Fräulein Lili!"

„Was giebt's?" fragte Hellbach.

„Große Neuigkeit! Große Ueberraschung! Hat erst morgen kommen wollen — ist schon da! ist schon da!"

Lili ward blaß. „Meine Mutter —"

„Unten sitzt sie im Wagen! Ja! Ich ihr voraus — die drei Treppen ... Wollte sie heraufführen; sie hat's nicht gelitten. Gehn Sie voran, hat sie gesagt; bereiten Sie Lili vor —"

„Schon da!" stieß das Mädchen heraus. Sie lächelte vor Freude; der erste Schreck schien sie aber noch nicht zu verlassen. Sie blickte Vater Robinson an, über dessen Reden sie die Mutter ganz vergessen hatte. Nach einer kurzen Bewegung zur Thür blieb sie doch noch stehn.

„Nun?“ sagte Hellbach verwundert lächelnd. „Das ist ja ein überraschendes Glück; wenn auch längst erwartet. Gehn Sie ihr doch entgegen, Lili —“

Sie hängte sich an seinen Arm: „Kommen Sie mit!“

„Ich? Beim ersten Wiedersehn? Ein fremder Mann, den Ihre Mutter noch nie — — Sie zittern. Närrisches Kind! Wenn sie doch genesen ist, Ihre arme Mutter —“

„Ja, ja,“ unterbrach sie ihn hastig; „schelten Sie mich!“

„Später komm ich' auch noch; gewiß. Jetzt gehn Sie!“ — Er flüsterte noch geschwind hinter ihrem Ohr: „Sehn Sie, es war doch gut, daß Sie heut abend nicht fortgingen. Ich bin glücklich, Lili ...“

Darauf schob er sie sanft zur Thür.

Lili trat auf den Gang hinaus, Frau Reiter lief schon voran; eine sonderbare Wolke lag dem Mädchen vor den Augen. Es war ihr so unheimlich wunderlich, so ein Wiedersehn, nach so langen Jahren. Auch begriff sie kaum, daß sie den Vater Robinson zurücklassen sollte, den Allernächsten, den es auf der Welt gab, den geliebtesten, besten von allen Menschen ... Sie schalt sich aber mit seinen Worten und ging, diesen unsinnigen Schwindel überwindend, weiter. An der Treppe kam ihr schon eine schwarzgekleidete Gestalt entgegen, die eben die letzten Stufen heraufstieg; Frau Reiter stand oben, die Hände gefaltet. „Mutter!“ rief Lili und stürzte der schwarzen Dame entgegen. Die stieß nur einen Laut aus, ohne Worte; gleich darauf lagen sie sich in den Armen.

„Kind, ich kann nicht mehr stehn," flüsterte die Mutter, nachdem sie Lili eine Weile mit Küssen bedeckt hatte. „Führ' mich irgendwohin!" — Lili, sie recht fest in den Arm nehmend — die kindische Bangigkeit war fort — zog und führte sie zu ihrer Thür; die Alte war schon vorangetrippelt, hatte sie geöffnet. Als sie in Lilis Zimmer eingetreten waren, setzte sich die Mutter sogleich auf einen Stuhl bei der Thür, tief Atem holend; Lili kniete nieder vor ihr, hielt der Mutter Hände. Nun sah sie endlich ihr Gesicht, das aristokratisch feine, eigentlich noch immer schön, wenn auch von vielen Leiden verzehrt und vergeistigt; die Lionardosche hohe Stirn mit dem schlichten, sanft gewellten Haar, die goldbraunen Augen, jetzt ein wenig zu tief in den Kopf gesunken, die fast griechische Nase — das einzige, was die Tochter von diesen Formen geerbt hatte. In Lilis weichem, sanft lieblichem Gesicht war die Nase eigentlich fremd, sah etwa aus wie jemand, der in eine Familie von anderer Rasse hineingeheiratet hat; sie gab den jungen Zügen etwas bedeutenderes, hob aber die Harmonie der Formen auf. Bei der Mutter stimmte die Nase zur Vornehmheit des Ganzen; die Frau saß wie eine Fürstin da, die viel häusliche oder Weltgeschichte erlebt hat. Von der derben, bürgerlichen Art ihres Bruders, des Magnus Friedeberg, war nichts an sie gekommen; freilich auch nicht viel von seiner strengen, bürgerlichen „Tugend"...

„Lili! Lili!" sagte sie und öffnete endlich die noch bleichen Lippen, die aber schon Farbe gewannen. „Hab' ich wieder ein Kind! — Laß dich streicheln,

Lili; und sag' mir dazu ein Wort, daß ich seh' und hör' und fühle: du bist's! — Ach, wie gut und freundlich sie stillhält; wie lieb sie mir zeigt, daß sie an mich glaubt. Ja, ja, Lili, ich bin's! Deine gesunde Mutter; — nur noch ein bißchen schwindlig vor Glück!"

„Meine teure Mutter!" sprach die noch Knieende von unten hinauf, mit doppelter, gleichsam reuiger Inbrunst, da ihr so gebangt hatte.

Frau Henriette nickte glückselig lächelnd: „Ja, ja, das sind die drei Worte; auf die freut' ich mich diesen ganzen Tag. Ruhe unterwegs — unmöglich; wo hätt' ich die finden sollen; darum fuhr ich weiter und weiter — wenn mir's auch nicht gut thut — und kam schon heut! — Laß dich anschauen ... Jungfrau! Jungfrau! — Damals noch ein halbes Kind — kaum eine Bread and Butter Lady —"

Sie nahm die Schultern, den Kopf der Tochter zwischen ihre Hände. „Ich bin wie der Herkules," sagte sie in aufgeregter Heiterkeit: „der war's ja wohl, der nur alle vier Jahre seine Kinder sah. Das weiß ich noch aus der Mythologie ... Großes blühendes Wesen! — Wie war's denn möglich, Kind, daß dieser Direktor verlangte, so lange, immer wieder und immer wieder, sollt' ich dich nicht sehn! — Steh' auf, steh' auf ..."

Das Mädchen erhob sich, Frau Henriette umschlang sie wieder, eben das hatte sie gewollt. Sie drückte sie heftig, leidenschaftlich. „Ich bin wieder auf der Welt," sagte sie zwischen hastigen Küssen: „ich hab' wieder ein Kind!"

„Meine schöne, gesunde Mutter wird nun aber hungern," sagte Lili endlich. „Nach der langen Fahrt —"

„Will ja nichts mehr essen," bemerkte Frau Reiter, die still zuschauend mit Genuß geweint hatte und sich die roten Augen trocknete. „Hab' ja schon ganz vergebens suppliziert —"

„Geht mir!" sagte die Mutter lächelnd; „ich aß schon unterwegs zu Nacht. — Ach, ich bin zu Haus!" Sie stand auf. Sie reckte sich; dann nahm sie ihren Hut ab und warf ihn auf den nächsten Tisch; doch so gleichgültig leichtsinnig, daß er zur Erde fiel. Sie ging durchs Zimmer und sah es nicht. Der Mantel hatte sich ihr bei den Umarmungen gelöst, sie fühlte aber noch seine lästige Wärme; ihre Schultern bewegten sich ungeduldig, so glitt er denn herunter und fiel auch ins Zimmer. „Gute Nacht, Herr Doktor!" sagte sie, einen der befreiten Arme in der Luft bewegend. „Ich bin gesund und zu Haus!"

Lili blickte auf die hingefallenen Sachen, dann auf Frau Reiter; beide lächelten. Sie hob Hut und Mantel auf und trug sie stumm zu einem Stuhl in der Ecke; Frau Henriette, die sich eben gewendet hatte, schaute ihr dabei verwundert zu. „Wirst heut noch jemand sehn, Mutter," sagte Lili dann; „den himmlischen Vater Robinson, von dem ich dir geschrieben hab' . . ."

Frau Henriette hörte nicht. Sie schloß eine Weile die Augen, mit Erregung oder mit Ermattung kämpfend; darauf blickte sie wie im Traum umher. „Wessen Zimmer ist das?" fragte sie.

„Wessen? Meines, Mutter —“

„Wie fremd mir hier alles ist! Wie fremd!“ — Sie zog ihre Handschuhe aus und warf sie auf einen Stuhl; aber zu kühn: sie fielen zu Boden, wie vorhin der Hut. Als sie es bemerkte, bückte sich Lili schon und hob sie auf; in sich hinein lächelnd, indem sie dachte: ordentlicher ist sie nicht geworden! Sie trug die Handschuhe zu Hut und Mantel in die Ecke; die Mutter sah ihr wieder verwundert zu. Als Lili mitten ins Zimmer zurückkam, guckte sie umher wie ein Vogel; dann auf die beiden Frauen.

„Was ist?“ fragte Frau Henriette.

„Es kommt ja nichts. Mutter, dein Gepäck?“

„Mein Gepäck?“ Frau Henriette sann einen Augenblick; dann lachte sie auf. „Die alte Geschichte, Lili: vergessen; in der Hast und Sehnsucht! Vom Bahnhof mitzunehmen vergessen. Da ist der Gepäckschein.“

Sie suchte in ihrer Tasche; sie öffnete die Geldbörse, das Umhängtäschchen, durchwühlte sie, nahm alles heraus; endlich stand sie hilflos da. „Kein Gepäckschein,“ sagte sie. „Der ist fort. Verloren!“

„Verloren!“ rief Lili aus.

„Ja, ja!“

Henriette sah jetzt Frau Reiters Gesicht, das sie etwas zweifelhaft erschrocken anstarrte. Darüber kehrte ihre Heiterkeit wieder: „Gute Frau Reiter! Glauben Sie, daß doch noch ein Rest hier oben —?“

Sie deutete auf ihre Stirn; dann schüttelte sie lächelnd den Kopf.

„Nein, da irren Sie. So zerstreut und so unordentlich war ich leider immer; ich und meine Tochter. — Wie bekomm' ich nun meine Sachen? Die sind hin! Die sind hin!"

„Hin!" sagte Lili. „Was für ein Gedanke. Du mußt doch die Schlüssel zu den Koffern haben."

„Ja freilich," erwiderte die Mutter und griff wieder in das Umhängtäschchen, das sie auf den Tisch gelegt hatte. In dem Täschchen war nichts mehr, sie hatte es ausgeräumt; aber daneben lagen die Schlüssel. Sie hob sie triumphierend empor: „Da sind sie! Gott sei gelobt!"

„So gieb sie her!" sagte Lili rasch. „Ich fahr' noch zum Bahnhof. Die Staatsbahn, nicht wahr... Die Schlüssel und mein ehrliches Gesicht werden wohl genügen."

„Morgen! morgen!" entgegnete Henriette gleichmütig. „Das eilt nicht."

„Doch, Mutter, es eilt. Der verlorene Gepäckschein — — wer weiß, wo du ihn verloren hast. Wenn mit dem ein Andrer — — ‚Was du heute thun kannst, das thu nicht morgen.' Mit einem Wagen bin ich bald wieder hier!"

Sie nahm die Schlüssel, lief dann zu ihrem Mantel und Hut. „Aber das kann ja ich," fing die Alte an, wenn auch etwas langsam und ohne Feuer. „Lassen Sie doch mich —"

„Adieu!" rief das Mädchen nur noch und war aus der Thür.

V.

„Mein Kind erkenn' ich nicht wieder," sagte Henriette, vor Staunen den Kopf hin und her bewegend. „Diese Leidenschaft für Ordnung, diese Bedachtsamkeit." Sie lächelte: „Das ist ja nicht mehr mein Kind!"

„Ja," murmelte Frau Reiter so hin, zwischen Eifersucht und Anerkennung: „der Professor Robinson —! — Also liebe gnädige Frau, ich sorg' nun für Ihr Nachtquartier. Wär' ja längst bereit, natürlich; aber da wir dachten, vor morgen nachmittag kommt die Gnädige nicht ... Ein ganz nettes Zimmer, neben meinem; denn das muß ich dem Professor Robinson lassen, das war sein erstes Wort, als wir diese höhere Wohnung nahmen: für die Frau Mutter natürlich ein völlig eingerichtetes Zimmer — als käm' sie morgen abend! — Ach du lieber Himmel, es sind dann noch viele, viele Abende vergangen —"

„Lassen Sie das jetzt, Frau Reiter," warf Henriette dazwischen. „Nun ist's ja vorbei."

„Ja freilich, nun ist's vorbei. Also ich richt' alles

her; werden's ganz kommod haben. Freilich nicht für so 'ne elegante Dame — — die Gnädige haben sich wunderbar konserviert. — Ich hab' noch die Ehre!"

Nach einer würdevoll vertraulichen Verbeugung ging sie auf den Gang hinaus.

Henriette sah ihr träumerisch nach. „Wunderbar konserviert," wiederholte sie vor sich hin. „Ja, das sagt man so. Damit ist's vorbei!" — Sie suchte einen Spiegel, um hineinzublicken; auf den ersten Blick fand sie ihn aber nicht, so klein und bescheiden hing er an der Wand. Ach Gott! dachte sie gerührt, eigentlich mit Schmerz: das ist ja noch das Spiegelchen, das Lili als Kind hatte; mit dem behilft sie sich heute noch. Wenn man das von mir verlangt hätt', als ich achtzehn alt war ...

Sie schaute hinein; die Wehmut in ihren Augen wuchs. Vorbei mit den achtzehn! Vorbei! In das schöne braune Haar, das man damals besungen hatte, waren graue Töne, beinahe schon Streifen gemischt; zur Erinnerung an diese vier kranken Jahre. Wie anders sah die junge „Prinzessin" aus, als sie denselben Weg, auf dem sie heute gekommen war, umgekehrt gegen Norden fuhr; noch nicht einmal achtzehn, noch nicht siebzehn alt, zum erstenmal in die Welt; freilich weg von ihrem geliebten Wien, aber in die Welt! Neben ihr saß der furchtbar ernste Magnus, der Bruder, doppelt so alt wie sie, — nein, eigentlich v i e r m a l so alt. Sie gab sich aber alle Mühe, ihn zu lieben, sie war stolz auf ihn: er kam aus der neuen Welt zurück, er hatte Millionen er-

worben, — und wird noch viele erwerben, dachte sie: denn er war ja lauter Verstand und Wille, und ihn verfolgte das Glück. Und mit diesem großen Mann sie, das junge Ding, nach Berlin ...

Sie sah immer noch in den Spiegel, ohne etwas zu sehn; die auf der Fahrt erwachten Erinnerungen kamen wieder, in langen Reihen, eine nach der andern, in dem erregten Kopf war noch keine Ruhe. Berlin! Das von ihr gefürchtete, kalte, nordische Berlin! Nun ging es da aber so lustig zu, daß sie immer staunte. Und die Leute so lebhaft, so gescheit, so witzig; sie mit ihren sechzehn Jahren so dumm ... Dann wurden sie aber wieder kleiner, die Leute; noch witzig, aber kalt; gescheit, aber nicht so liebenswürdig gescheit wie daheim die Wiener; lebhaft, aber eigentlich nicht „fidel", nicht mit dem rechten Teufel im Leib, dem graziösen, lustigen Teufel, dem von ihrer Donau. Und endlich gefiel ihr keiner mehr; — bis Gottfried Hellbach kam. Der war auch so ein Norddeutscher, aber wie in die Wiener Farb' getaucht; warm, liebenswürdig klug, und in seinen Augen, in seiner Stimme der fidele Teufel. Dem hatte seine harte Jugend doch nichts vom Weichen genommen. Und als er dann dastand und sie fragte, ob sie ihn lieben könne, konnte sie ihn lieben ...

Konnt' ich ihn denn lieben? fragte sie selber sich jetzt, einen letzten Blick in den Spiegel werfend, als stehe er da vor ihr. Sie zuckte die Achseln, sie wußte es nicht mehr; — sie hatte es eigentlich nie gewußt. Ja, was ist denn Liebe? Was darf man so nennen?

— An ihrem Hochzeitstag, in den Flitterwochen hatte sie's geglaubt. Als sie ihr erstes Kind, ihren süßen kleinen Heinrich, geboren hatte, war sie in den Vater verliebt wie nie; ja, wohl wirklich verliebt. Als der Kleine starb — ach, ein so früh verlöschtes Flämmchen — da war ihr, als hängte sie ihr Herz nun ganz an den Mann. Ja auch als er von ihr ging — „laß mich, Henriette, ich muß; in anderthalb Jahren bin ich wieder da; dann verlass' ich dich nie mehr, nie mehr" — auch da schien ihr noch, sie sei ihm ebenso gut. Sie verstehe ihn, verstehe alles; und sie werd' ihm treu sein, natürlich, und ihn so erwarten!

Und doch, dachte sie jetzt, war ich vielleicht schon damals von ihm abgefallen; denn ich erinnere mich, an einem der letzten Abende, eh er abreiste — ich saß allein in meinem Zimmer, sah auf die dunkle, häßliche Spree hinunter; plötzlich trat er ein — „um Gottes willen!" sagte er, „was für ein Gesicht! Was hat man dir gethan?" Und in dem Augenblick fühlt' ich was wie Haß auf ihn ... Ja, und in der Nacht darauf — ich hatte so unsinnige Träume, so heißen Kopf — da weckte er mich: „Was ist dir, Jetti? Was träumst du? Hast ja ganz verwünschte, böse Gedanken, wenn du die Augen zumachst. Gottfried, ich lauf' dir davon! Gottfried, ich lauf' dir davon!" — Das hatt' ich offenbar im Traum gerufen. Ich nahm mich sehr zusammen, weiß ich, sagte ihm was Gutes; und wir lachten noch. Und waren noch lieb miteinander ... Aber es lag mir doch auf der Brust, ich weiß es, immer, immer schwerer: ich, Henriette Friedeberg, die

schöne, die man „die Prinzessin“ nannte — nach Afrika kann man gehn und kann mich verlassen!

Und auf einmal schauderte ihr und sie schloß die Augen. „Man kann mich verlassen,“ wiederholte sie sich. „Ja, man kann mich verlassen ...“ War nicht auch der Andre endlich fortgeblieben — nachdem sie ihm alles gegeben, ihm die Tochter geboren, ihm den guten Namen, den Bruder, ihren Platz in der Welt hingeopfert hatte? Weg war er — wie eine Seifenblase. Und mit ihm der Rest von Vernunft. Der Rest von Menschenwürde. Wie einer ins Wasser springt, weil aus dem Schiff die Flammen schlagen — so sie, um der brennenden Verzweiflung zu entkommen, dem guten Freund in die Arme gesprungen; seinem, ihrem Freund. Weil er ihr seine Hilfe und zugleich seine Liebe anbot ... Ein letzter, kurzer, unglückseliger Traum. Noch eine Entwürdigung ...

„Ist es möglich,“ sagte sie vor sich hin, „das zu überleben! und dann, wie andre, ordentliche Menschen, krank und wieder gesund zu werden! und sich wieder zu freuen, daß man eine Tochter hat, daß man ‚zu Hause ist!‘“

Wo bin ich zu Hause? dachte sie, den Kopf schüttelnd, und sah in dem Zimmer umher. Es war ihr noch so fremd, so kalt; ein mittelgroßes, rührend schlichtes Zimmer mit der Durchschnittstapete, mit den kahlen Wänden, die hier und da ein paar Kupferstiche kümmerlich belebten. Freilich überall Sauberkeit, Ordnung; schöne Blattgewächse und leuchtende Blumen an den Fenstern; Lilis Schreibtisch mit einer aus-

erlesen hübschen Mappe — offenbar ein Geschenk — mit Zeichnungen und Büchern bedeckt; einige Photographien in Stehrähmchen gegen die Wand gerückt. Henriette betrachtete sie; es waren die alten Gesichter, die sie kannte. Frau Reiter im Sonntagsstaat, der gute alte Rechnungsrat, der letzte, redlichste Freund; Frau von Bruck, die Getreue ...

Nur ein Gesicht kannte sie nicht. Es war ein Mann, mit kurzem Haar, starkem, ergrauendem Bart; über einem Aug' eine lange Narbe; die Augen leuchteten groß und hell aus dem Bild heraus. Auch die vollen, starken Lippen waren wunderbar lebendig ... Auf einmal streckte sie die Hände nach der Photographie aus, um sie vom Tisch zu nehmen; die Hände aber zitterten. Sie war wieder verrückt, oder sie hatte ihn gekannt, diesen Mann. Oder es gab erschreckende Aehnlichkeiten, unbegreifliche. Ganz so — nur viel jünger — nein, und doch eigentlich so — nur nicht mit der Narbe — —

Sie nahm das Bild; es war ohne Rahmen, nur gebogene Messingdrähte hielten es so, daß es aufrecht stand. Sie schaute auf die Rückseite; dort stand geschrieben: „Vater Robinson seiner lieben Lili.“ Das ist also Vater Robinson! dachte sie, als beruhige sie das; dieser neue, herrliche oder himmlische Freund, den ich noch nicht kenne! — Wie könnt's denn auch der Andre sein; o Logik, Logik, Jetti: der liegt ja seit achtzehn Jahren in Afrika. Grauenhafte Aehnlichkeit: die Handschrift auch! — Seine Buchstaben; besonders die großen. Wie komisch das ist: ich mag

sie nicht mehr sehn. — Ich mag sie nicht mehr sehn. Das Bild aber auch nicht —

Sie wollte es auf den Tisch zurückstellen; es blieb ihr aber in der Hand. Sie schaute das Gesicht wieder an, obwohl ihr davor graute; sie sah mit Gewalt auf die Narbe, als sei die ein Trost, ein Gegenbeweis. Es half nicht, die leuchtenden Augen siegten; diese treuherzigen, offenen, kühnen, schwermütig heiteren Augen, mit denen er sie damals umworben und gewonnen hatte. Wer? Gottfried Hellbach. Ja, der war's. Es waren seine Augen. Es war seine Stirn, seine Nase, seine Lippen, alles. „Unsinn!" sagte sie laut, mit zitternder Stimme; ihr lief aber etwas wie ein zuckender Blitz vom Hinterkopf über den Rücken bis zu den Fersen hinab. „Gottfried Hellbach!" schrie sie.

Gleich darauf ward geklopft. Es kam von einer Thür hinter ihr, die sie noch nicht gesehen oder nicht beachtet hatte. Sie erwachte wie aus einem Traum; sie wandte sich zu dieser Thür, und als sei es ein Glück, ein Segen für sie, nicht allein zu bleiben, rief sie mit allem Atem, den sie hatte: „Herein!" Es kam aber doch wenig Stimme aus der Kehle. Man schien sie draußen nicht gehört zu haben: die Thür ging nicht auf. Die Photographie auf den Tisch werfend, daß das Glas und die Drähte klirrten, rief sie noch einmal, lauter: „Herein!"

Jetzt öffnete sich die Thür, eine Gestalt erschien, eine wohlbekannte — und das Herz in Henrietten stand still. Vater Robinson mit der Narbe und den ergrauten Schläfen, Gottfried Hellbach mit den blauen

Siegeraugen, beide standen sie da, in einem. Sie griff nach dem Tisch; der stand fest, der hielt sie. Es kann ja auch ein Unsinn, ein Wahn sein, dachte sie geschwind, sich noch einmal wehrend; ich war ja närrisch. Vielleicht bin ich's wieder! Ich will ihn sprechen hören; — warum spricht er nicht. Wenn er gesprochen hat, dann werd' ich ja wissen ...

Endlich sprach der Mann; er war selber wunderlich und blaß geworden, wie es ihr nun deuchte. „Verzeihen Sie," sagte er. „Fräulein Lili nicht hier ... Aber Fräulein Lili hat Ihnen vielleicht gesagt — —"

Auf einmal entfuhren ihm die Worte: „Das ist ein Gespenst!"

Er ist's, dachte sie. Das ist seine Stimme!

Sie schaute ihn aber noch immer forschend an, als könnte sie noch einen Gegenbeweis gegen Gottfried Hellbach finden; ebenso starrte er. Nach einer Weile suchte er zu lächeln, als äffe ihn da etwas; dann verging das Lächeln. Mit einem plötzlichen Entschluß, wie um zu erproben, woran er sei, öffnete er wieder die bleichen Lippen und sagte mit wenig Stimme: „Henriette!"

„Er lebt!" schrie sie auf.

Hellbach fuhr zusammen. Die beiden Unglücklichen zweifelten nicht mehr. Sie rangen beide nach Fassung; Henriette den Tisch umklammernd, dann an die Lehne eines Stuhls gedrückt; Hellbach mechanisch um sich greifend, bis er seine Thür bei der Klinke gepackt hatte, die er dann heranzog. Nun konnte wenigstens kein Dritter hören ... Er sah, wie die Frau da in

dem schwarzen Kleid, die noch immer schlanke, sich mit einer Hand über die Stirn fuhr, als fürchte sie wieder toll zu sein; eine erste Regung des Mitleids gab ihm die Besinnung wieder, er konnte wieder denken, und fest in den Knien stehn. „Haben Sie keine Furcht,“ sagte er ein wenig heiser; „Furcht für Ihren Kopf, mein' ich: der ist ganz gesund. Ich bin's. Ich bin's wirklich. Hellbach. Der sogenannte Vater Robinson ... Ewiger Gott! Da steht sie! Henriette!“

Ein Schauder überlief sie wieder. „Sie aus dem Grab gestiegen —“

„Das nun grade nicht,“ fiel er ihr fast lächelnd ins Wort. „Lag noch nicht im Grab; hab' so weitergelebt. Es war 'ne Lüge — 'ne fromme Lüge — gut gemeint — — und auf einen baldigen Tod war dabei gerechnet. Denn ich sage Ihnen —“

Die aufsteigende, anklagende Bitterkeit lag ihm auf der Zunge; er sah aber ein so leichenhaftes Gesicht da gegenüber, daß ihm dieser Ton verging. „War dabei gerechnet,“ wiederholte er, um etwas andres zu sagen; „aber falsch gerechnet: Kummer und das alles haben langes Leben. Und zuletzt — wurd' ich schwach: hielt mir doch nicht Wort, kam nach Europa zurück. Das hätt' ich nicht thun sollen: nun seh' ich's ... Starren Sie nicht so her; das zerstört die Fassung. Und Fassung brauchen wir wohl beide —“

Jetzt rang sie die Hände und hob sie: „O warum blieb ich nicht dort!“ — Sie sah umher, als möchte sie durch die Wände hinaus; dann starrte sie wieder Gottfried an: „Rasen Sie, werden Sie wild;

nur nicht diese Ruhe — die mich ganz vernichtet. — Allmächtiger Gott, wenn nun Lili kommt — — O mein Kind! mein Kind!"

„Ihr Kind — Ihr — —"

In Hellbach erwachte nun erst die schrecklichste Erkenntnis; so weit hatte er noch nicht gedacht. Ja, da stand sie ja in Lilis Zimmer; vor einer halben Stunde oder so was war sie angekommen. Die Mutter — seiner Lili Mutter —

Das Entsetzen war zu groß, er rief laut: „Lili Ihr Kind! Sein Kind!"

Sie verstand dieses Entsetzen nicht, so viel Neues, Fremdes konnte sie nicht fassen. „Was ist Ihnen?" stammelte sie. Von einer unbestimmten Angst ergriffen streckte sie die Hände vor: „Verdammen Sie mich, vernichten Sie mich, schonen Sie nur mein Kind!"

„Lili euer Kind!" flüsterte er mehr, als er sprach. „O, das ist — grausam . . ."

Es übermannte ihn, so sehr er nach Fassung rang. Er drückte sich die Hand gegen das Herz; es nützte ihm nichts. Vor den Augen verging ihm der Tag; er konnte nur noch den Sessel erkennen, erraten, nach dem er sich sehnte. Hineinzusinken that ihm wohl; eine Weile fühlte er sich dann nicht mehr.

Die Frau vergaß über diesem Anblick sich selbst; aus ihrer Ecke, in die sie vor ihm zurückgewichen war, trat sie hervor und zu ihm. „Großer Gott!" sagte sie. „Was geschieht Ihnen? Ich verstehe nicht. Warum ist Ihnen das so — furchtbar . . . Kommen Sie wieder zu sich — mein Gott! Richten Sie sich auf!"

Sie streckte in ihrer Verwirrung und Angst die hilfsbereiten Frauenhände nach ihm aus und wagte ihn doch nicht zu berühren. Ihre Stimme, ihre Worte schienen ihn aber wieder zu erwecken; er hatte schon die Augen geöffnet und kam auch bald, sich langsam dehnend, in die Herrschaft über seine Glieder zurück. „Ich danke Ihnen," sagte er kurz und ablehnend, sowie er wieder reden mochte; „ich richte mich schon auf, wie Sie sehn. Ich richte mich schon auf. — Treten Sie zurück!"

Er sprach dies so gebieterisch, daß sie zu zittern anfing; es waren seine ersten harten Männerworte. Langsam, scheu ging sie zu ihrem Tisch zurück. Sie wandte aber nicht die Augen von ihm.

„Ich begreife nicht," fing er nach einer kurzen Stille, aufrecht, wieder an: „Lili Ihre Tochter. Lili von Bruck — von Bruck ... Jener — Mensch hieß doch anders —"

Henriette blickte zu Boden. Tonlos erwiderte sie: „Ich trug seinen Namen nie. Ich wurde nie seine Frau."

„Ja, ja, ja," sagte Hellbach, an der Lippe nagend, „man hat mir's gesagt. Richtig. Obgleich Sie mich für tot hielten, zogen Sie's doch vor, nur so neben ihm hin zu leben —"

„Ich zog es vor? — O Gott!" — Sie schloß die Augen vor Schmerz; sie war eine Weile still. Als sie wieder den Mut oder die Kraft fand, zu sprechen, sprach sie zur Erde hinunter, und als rede sie nur mit sich: „Wenn Sie wüßten, in was für Qualen ich lange Jahre lebte. Da er immer versprach und

nicht hielt — immer zögerte. Immer fremder, immer kühler wurde. Und ich um des Kindes willen zu feig war, ein Ende zu machen, ihm zu sagen: führ' mich als deine Frau in dein Haus — oder geh! — — Bis er endlich ging — aber von selbst — über Nacht — —"

Sie schwankte.

„Sie werden fallen," sagte Hellbach in einem Anflug von Mitleid, doch mit äußerer, harter Ruhe. „Setzen Sie sich doch."

Sie sank auf den Stuhl neben ihrem Tisch.

„Aber von Bruck," nahm er dann wieder das Wort. „Von Bruck ..."

„Eine Freundin hieß so ... Meine Gedanken verwirren sich etwas. Bitte um Vergebung."

Er schwieg und stand wartend da, bis sie sich eine Weile die Stirn gerieben, sich gesammelt hatte.

„Ich lebte dann bald hier, bald da," fuhr sie endlich fort; „bald in — wilder Betäubung, bald in stumpfer Verzweiflung. Ich wollte aus der Welt zu meinem Bruder fliehen; der wies mich zurück. Da fand ich endlich — ich war nach Oesterreich gekommen — da fand ich endlich einen, einen Menschen — eine edle Freundin — und die sagte mir: Sie zerstören sich, Sie kommen um Ihren Verstand; bleiben Sie bei mir, Sie und Ihr Kind! — Das war diese Frau von Bruck. — Und sie liebte Lili; und sie machte sie zu ihrer Erbin — reich war sie nicht — und gab ihr ihren Namen ..."

Es kam eine neue Schwäche, sie schloß die Augen. Es dauerte nicht lange.

Nachdem er wieder ruhig gewartet hatte, fragte er: „Wo ist diese Frau?“

„Im Grab. — Ich verlor auch sie. — Da fing dann mein Gehirn, mein Geist an, sich zu zerrütten; — ich wollte nicht mehr leben, wollte sterben; — das mißlang mir aber. Ich kam nicht weiter — als bis ins Irrenhaus. Da war ich bis jetzt; ich als ‚Frau von Bruck‘. Das ist meine Geschichte. — Nicht daß ich von Ihnen Mitleid will; ach nein, verdammen Sie mich. Aber wenn Sie Mitleid mit meiner Lili haben — ach, die verdient es — die ist gut, die ist ohne Schuld — mein gutes, einziges Kind!“

„Ja, ja,“ murmelte er, sich wieder die Hand auf das ungebärdige Herz drückend; „die Lili. Eure Lili ... Ich will Ihnen also nur noch sagen, eh ich gehe: es hat sich herausgestellt, wie voreilig es war, daß ich wieder nach Europa kam. Man denkt zu wenig an den Zufall; der Zufall kann alles ... Die sind in Deutschland, dacht' ich; und so ging ich nach Wien. Hätt' aber wohl denken können, daß Sie auch — — Wien war Ihre Heimat ... Und kurz, in dieser unglückseligen Wiener Vorstadt ist es so gekommen: diese Ihre Tochter hab' ich — — hab' ich lieb wie ein Kind!“ — Seine mannhafte Stimme begann leise zu zittern; „sagen Sie ihr nichts,“ setzte er nach einigen Atemzügen hinzu; „möge Gott ihr helfen! — Und was Sie betrifft — fürchten Sie nichts. Denken Sie, ich sei tot. Von morgen an —“

Er hob einen Arm, bewegte die Hand, wie ein Vogel den Flügel bewegt; als verschwände er in die weite Ferne.

„Von morgen an bin ich wieder tot. — Hüten Sie die Lili. Lieben Sie die Lili. Ich, ich — — Lili!"

Es überfiel ihn schlimmer, als er gedacht hatte, er brach nach einem letzten Widerstand in lautes, schüttelndes Schluchzen aus.

„Sie weinen!" sagte Henriette ganz verwirrt. Darauf horchte sie. „Bitte!" flüsterte sie, den Kopf vorstreckend, eine neue Angst im Gesicht. „Sie kommt! Lili kommt!"

Es war, wie wenn die Kommandostimme des Schicksals erschollen wäre und als müßt' er antreten. Mit einer augenblicklichen Bewegung schritt er ans nächste Fenster, seine verstörten, nassen Züge zu verbergen, und erstickte das Schluchzen. Er legte die Hände aufs Gesims, als blickte er auf die Straße hinaus. Henriette war aufgestanden, sie nahm, um auch etwas zu thun, Vater Robinsons Photographie wieder in die Hand.

Lili öffnete die Gangthür; auf der Schwelle rief sie: „Mutter, ich hab' gesiegt! Die Koffer werden eben gebracht, in dein Zimmer!"

Henriette nickte dankend; sie vermied es aber, aufzuschauen, sie schien in das Bild vertieft. Langsam ging sie dann zu dem Stuhl in der Ecke, auf den Lili vorhin ihren Hut und ihren Mantel gelegt hatte, und nahm ihre Sachen, als wolle sie damit gehn. Es ließ sie aber noch nicht fort; eine fast schmerzhafte Neugier hielt sie, zu sehn, wie ihr Kind nun den Vater Robinson begrüßen und wie er sich fassen werde. Vor sich niederblickend stand sie wie in Gedanken still.

Lili, jetzt mitten im Zimmer, schaute sehr verwundert: Vater Robinson so still am Fenster, für sich? Ihr strahlendes Antlitz konnte aber nicht anders, als lächeln, sie war lauter Freude und Glück. Leise, wie in ihren Backfischzeiten, trat sie hinter ihn, faßte sein kurzes Haar über dem Nacken und zupfte mit zarten Fingern daran. „Warum zucken Sie?“ fragte sie dann mutwillig. „Da ist nun meine Mutter ... Wissen Sie, was ich nun habe?“

Er schüttelte den Kopf, immer noch abgewandt.

„Ich will's Ihnen sagen,“ fuhr sie leiser, fast flüsternd fort. „Ich hab' nun Mutter und Vater; denn wissen Sie, was ich unterwegs gethan hab'? Ich hab' Sie wirklich und gänzlich und ernstlich zu meinem Vater ernannt. Und ich hab' mir geschworen, so zu leben, als wär' ich Ihre Tochter — und jetzt schwör' ich's Ihnen. Warum schütteln Sie schon wieder den Kopf? Schwören soll man nicht? — Aber mein fester Vorsatz ist es; fest wie Eisen, Vater Robinson. Von der ‚Entwickelungstheorie‘ haben Sie mir erzählt. Ich will mich noch so ‚entwickeln‘, daß ich nach Ihnen gerate; daß man einst sagen soll: Robinson und seine Fortsetzung! Robinson und sein Kind!“

Hellbach wollte sich zu ihr wenden; er konnte nicht, nun vollends nicht. Ein kurzes Schluchzen, das sich nicht ersticken ließ, fuhr ihm aus der Kehle.

„Was ist —?“ fragte Lili erschrocken. „Was giebt's?“

Mit raschem Entschluß trat er ins Zimmer zurück, an ihr vorbei, ohne sie anzusehn. „Was es giebt?“

antwortete er, die Finger in der Luft bewegend, weil er die Worte suchte. „Daß ich fort muß, Lili. Daß eine Nachricht — soeben — jetzt — — Muß fort, Lili! sogleich!“ — Er wagte ein Lächeln: „Muß meine Lili verlassen —“

„Reden Sie im Ernst?“ rief das Mädchen.

„Seh' ich nicht so aus? — Schicksale, Schicksale, Kind; in seine Schicksale muß der Mensch sich finden. Also gute Nacht! — Morgen brieflich mehr —“

Er ging, zuerst die Thür verfehlend, im Bogen seinem Zimmer zu.

„Aber wohin? wohin?“ fragte sie.

Er vergaß sich, es brach aus ihm heraus: „Weiß ich denn, wohin?“

„Vater Robinson!“ rief Lili jetzt, von einer plötzlichen Angst ergriffen. Wie konnte ihr in dieser Seligkeit auf einmal so ein Unglück kommen. Sie blickte auf die Mutter, auf den neuen Vater. Sie wollte ihm nach ...

„Bleiben Sie!“ sagte er in gebietendem Ton, an seiner Thür. Sie blieb stehn. Um sie nicht zu kränken, suchte er noch einmal zu lächeln: „Ja, bleiben Sie gefälligst dort stehn! — Bleiben Sie — bei Ihrer Mutter, Kind ...“

Henriette stand in stummer Erschütterung in ihrer Ecke, auf die beiden starrend.

„Machen Sie Ihre Mutter glücklich — — und es segne Sie — segne Sie — — Morgen mehr! Gute Nacht!“

Die Thür flog hinter ihm zu.

Drittes Buch.

I.

Schon manchesmal, seit Hellbach in der Wiener Vorstadt lebte, hatte er seine Gedanken, seine Erinnerungen und seine Seelennöte an die Ufer der neuen Donau getragen; es war ein Lieblingsaufenthalt, er liebte das Wasser so sehr. An der großen Reichsbrücke, die über das neue Strombett der „regulierten Donau“ führt, und aufwärts oder abwärts mochte er stundenlang gehn, oder niedersitzen, und sich in dieser feierlichen Oede recht mit sich allein, auch recht in Gesellschaft des „großen Unbekannten“ fühlen. Ihm persönlich that es gut, daß es hier noch so öde war; zuweilen träumte er freilich wohl, wie lustig es hier eigentlich zugehen müßte, wenn der Wiener eine richtige Wasserratte wäre: dann wäre längst weit und breit alles überbaut, Wien eine wirkliche Donaustadt. Aber weil der Wiener keine Wasserratte ist, baute er sich ins Land hinein; und Gottfried Hellbach, der Norddeutsche, konnte immer noch an der Donau auf dem Kies oder im Grase liegen, fast als wär' er am Silber-

strom oder am Binnë, und vor dem großen Unbekannten seine Seele öffnen.

Es riß ihn auch in dieser Nacht dort hin, so spät es schon war; im Haus konnte er nicht bleiben, seinen schweren Wintermantel auf die Schultern werfend stürmte er hinaus. Der lange Weg kümmerte ihn nicht; an weites Wandern war er gewöhnt. Durch Margarethen und Wieden, durch die innere Stadt, dann noch die Leopoldstadt durchmessend, kam er endlich an die Reichsbrücke, wo es dunkel wurde, die Gaslaternen aufhörten; Helligkeit blieb aber genug, der wachsende, mehr als halbe Mond wirkte durchs Gewölk hindurch. Zuweilen fand er eine Spalte oder eine Lücke, dann schoß er seine goldenen Pfeile auf die breite, dunkle, grade und lang hingestreckte Donau ab und legte einen glänzenden, zitternden Gürtel um die riesenhafte Schlange. Es währte aber nicht lange, so fingen die langsam wandernden Wolken ihn wieder ein und versteckten ihn; die Schlange warf den Gürtel ab, man hörte nur noch ihr leises Zischen oder ihr dumpfes Rauschen.

Ohne Lili leben! dachte Hellbach, der jenseits der langen Brücke auf dem weltstillen Ufer stand. Ohne Lili leben! — Ja, wenn ich meinen Buben, den Heinrich noch hätte; dann ging' es wohl. Der wär' nun zwanzig Jahre alt; meine Fortsetzung, meine zweite Jugend. Den nähm' ich jetzt, und hinaus mit ihm in die Welt! — Aber der ist wirklich tot, nicht nur so halbtot wie ich; der kommt niemals wieder. Ohne Lili leben! Ich hab' ja auf der Welt nichts als sie.

Wenn's ein Unsinn war, mein altes Herz so an sie zu hängen — an das junge dumme Ding da, mit den blassen Augen; ich kannt' sie ja noch nicht, konnt' ja weiter gehn — wenn's ein Unsinn war — — Ach, es war ja keiner. Es war ja meine Seligkeit. War ein neues Leben! — Aber ja doch, wenn's ein Unsinn war, wenn's mit diesem Namen herumlaufen soll — 's ist nun einmal geschehn und ist nicht zu ändern. Das verfluchte, ewig junge Herz! Ich kann mich nicht abtöten, kann nicht älter werden! Hab' so viel versucht. Die da oben lachen darüber. Da steh' ich nun an der Donau, um Mitternacht, wie ein junger Schwärmer, und möcht' dem Mond und der Nacht und der eingeschlafenen alten Stadt da drüben zurufen: ich kann ohne Lili nicht leben! Robinson und seine Fortsetzung! Robinson und sein Kind! Laßt mir meine Lili!

Er ging am Strom auf und ab, auf dem einsamen Damm; die Wasserluft kühlte ihm ein wenig die durchglühten Wangen, das leise Rauschen da unten war wie eine beruhigende Melodie zu den wilden Herzensschreien in seiner Brust; einlullen konnt' es sie freilich nicht. Henriette ... An die dacht' er kaum. Wenn er an sie dachte, war es immer nur der Gedankengang, der eine, in den er mit den harten Zähnen wie in sein Schicksal hineinbiß, der ihn rasend machte: mein Leben war endlich gestillt, war gut; ich hatte meinen Teil vom Weltglück; da kam diese Frau, sie ist Lilis Mutter, ich muß weitergehn und das Kind verlassen! — Morgen früh. Ohne Wiedersehn. Ohne

einen Laut. Wohin? Wohin? — Nun, hinaus in die Welt! Er stand ja neulich an seinem Fenster, dachte, wie viele schönere Flecke er auf der Erde wüßte; den Golf von Rio de Janeiro zum Beispiel; oder den Bosporus ... Die waren ja alle noch da; alle noch jung und schön. Fort, zur Bahn, ans Meer! und weiter! Da gab's prächtigere Wasser als hier, nicht wie diese „blaue Donau", die nicht blau ist. Andere Berge als der Wiener Wald. Alle Erdenwunder. Nur nicht dies eine lange Mädel mit den mageren Schultern — nur nicht diese beiden blaßblauen Augen — fast noch Kinderaugen. Nu, was ist denn drin? Was guckt denn da heraus? Eine Menschenseele. Die Erde ist rundum voll Menschen! — Die beiden Augen sind gut, und sind klug. Wo gäb's denn das nicht? — Gar so lustig und so innig sind sie. Das findet sich auch anderswo! — Es schaut so gar viel Liebe heraus .. Auf der großen, kleinen Erde ist immer noch Liebe genug! — Ja — aber die Liebe schaut zu i h m heraus. „Vater Robinson!" Und s e i n e Liebe schaut hinein, wie in Kirchenfenster ... O Gott im Himmel, das ist's! Es kann ihn keine andre Menschenseele mehr so lieben! Er kann keine andre mehr so lieben! — Lili, seit heute abend sein Kind! Lili, seine Lili!

Er war weit hinweggekommen, der Schmerz drückte ihn jetzt wie in den Boden hinein, nagelte ihn fest; von der Donau abgewandt, auf der andern Seite des Dammes warf er sich ins Gras, auf den weiten Mantel, den er um sich schlug, und drückte die Augen zu. Hinter ihm rauschte der Fluß leise thalab. Die Nacht

war nicht kalt; die Luft war still; hätt' er schlafen können, in seinem dicken Mantel wär' er nicht erfroren; ach, hätte er schlafen können ... Für sein herzkrankes Hirn gab's heut keinen Schlaf. Ein Gedanke kam näher und näher; wie in alten Märchen durch einen langen Gang ein Gespenst langsam, unaufhaltsam heranschreitet, oder wie in das tiefe Thal eines Bergsees eine weißgraue Wetterwolke lindwurmähnlich hereinzieht, bis sie endlich den See bedeckt, die große Höhlung gefüllt hat — so zog dieser Gedanke herein, Hellbachs Gehirn beschleichend und bedeckend. Ein Märtyrergedanke ... Was Wunder, daß er zu Hellbach kam; hatte der doch von Jugend auf in seiner phantastischen Seele so gern mit Märtyrerträumen gespielt. Eine grausam strenge Erziehung, ein liebloser Vater hatten ihn gehärtet, ihm solche Träume zum Trost gemacht. Als Knabe prickelte er sich zuweilen mit Nadeln, um seinen Vorbildern, den heiligen Märtyrern, ähnlicher zu werden; als eben aufgeschossener Jüngling, auf seinen frühesten Reisen im niederdeutschen Seenland, nährte er sich mitunter von den Wurzeln auf dem Felde, um seine Willenskraft zu versuchen. Wie manche Nacht schlief er unter freiem Himmel, so daliegend wie jetzt; wenn er den Tag verwandert hatte, den Knotenstock in der Hand, den kleinen Goetheschen Faust in der Tasche, an den Beinen hohe Wasserstiefel, durch einen grauen Mantel geschützt. So rannte er durch Wind und Wetter, schrie Monologe aus König Lear in den wilden Sturm; übte sich vor für das Elend des Lebens, als hörte er es kom-

men ... Dann als junger Schulmeister immer zu Fuß über Berg und Thal, so oft es ein paar freie Tage gab, und gern wie ein Knecht gelebt; und immer schon die Sehnsucht hinaus, übers Meer, nach Ostindien, nach Amerika; lieber Matrose als Schulmeister: nur die Erde unter die Füße nehmen! sie mit Leib erkämpfen! Das Sofa war bei Tage sein Stuhl und bei Nacht sein Bett; ward ihm da kalt, so fror er eben. Oder er saß auch am glühenden Ofen, in einen Pelz gehüllt; „der Mensch kann alles!“ war sein Wort; ein richtiges Jünglingswort ...

„Der Mensch kann alles!“ murmelte er jetzt vor sich hin, an die alten Zeiten denkend, an die harte Erde gedrückt. „Wenn ich Lili behalten will —! — — Als ich so jung war, da dacht' ich nicht, daß je ein weibliches Herz mich würd' lieben können; — nun, mit dem, was man so eigentlich Liebe nennt, ist's mir ja auch schlecht geglückt. Aber besser ist mir's doch geworden, als ich damals dachte; — Lili! Ach du gute Lili! Hast mir doch ein so großes Stück von deinem Herzen gegeben; hast mir heut abend, an deinem Fenster, die blutigste Wonne und den seligsten Schmerz gemacht; — und ich! Gute Lili! Ich lieb' dich mit so wunderlich süßer Vaterliebe, mit so reinem Herzen! — Dafür könnt' ich nun nicht zum Märtyrer werden? um dich zu behalten? mich nicht zuweilen mit Nadeln prickeln, wie damals der Bub'? — Mir läuft zwar ein Grauen über die Haut, wenn ich nur dran denke. Mir schaudert's, den Rücken entlang. Das Herz steht still. Wann hätt' ich je gedacht, so was könnte

sein! Menschen könnten das ... Ich, ich könnte das ..."

„Der Mensch kann alles!" murmelte er wieder; es kam aber wie gestöhnt heraus. „Henriette ..." Es schüttelte ihn plötzlich, an die Frau zu denken; es fuhr ihm wie Haß durch das weiche Herz. Warum mußte so eine leben! Warum kam sie je auf die Welt! warum ihm in den Weg! — O hätt' ich sie nie gesehn, dachte er, die Zähne in grimmigem Schmerz zusammendrückend. Als mir durch Vaters Tod das zufiel, was er zusammengescharrt hatte — wenn ich da gleich mein Gelüst gebüßt hätt' und wär' nach Afrika gegangen, statt nach Berlin, so fingen mich diese goldbraunen Augen nicht ein — und ich ward nicht ihr Mann, zu dem ich nicht taugte, und sie nicht meine Frau, zu der sie nicht taugte — und mein Lebenslauf überschlug sich nicht. Und ich läg' nicht heute nacht hier in diesem Elend, um Henriette und Lili...

„Ach!" sagte er dann aber laut zu sich, als hätte er schon gesprochen, nicht nur gedacht: „was red'st du. So ist das Leben. Das ist alles so zusammengedreht und gefilzt, da ist nichts herauszunehmen, da ist nichts zu trennen. Wickelst du das Knäuel auf, weil dir ein Faden nicht gefällt, was bleibt dir dann? Wenn's keine Henriette gab, gab's auch keine Lili. Wenn's eine glückliche, gesunde Henriette gab, die nichts zu büßen hatte, dann gab's keine Lili für dich. Mußt das Mädel so nehmen, wie's umwickelt ist, mit dem ganzen Knäuel!"

Seine Augen feuchteten sich, dieser neue Alpdruck

des Lebens lag doch schwer auf ihm; — endlich wachte er auf. Ueber dem Sinnen und Sorgen war der Ermattete zuletzt eingeschlafen; wann und auf wie lange, war ihm unbewußt. Er sah in tiefgraues Dunkel hinein; der Mond war versunken. Ihn fror. Er mochte aber noch nicht aufstehen, zu schwer und zu müde waren ihm die Glieder. Fester eingewickelt suchte er sich zu erwärmen. In seinem Innern war noch irgendwo eine wunderbar warme Stelle, ein starkes Lebensgefühl, vielleicht durch den Schlaf gestärkt. Dort regte es sich wie Märtyrermut. Was vorhin so unmöglich war, schien ihm nicht unmöglich. „Der Mensch kann alles!" kam ihm noch einmal auf die Lippen; diesmal mit der Empfindung, als hätte er die Worte geträumt.

Zuletzt endete auch diese Nacht. Ein kühler Morgenwind kam von der Donau her, wohl den Flußlauf entlang, trieb Hellbach von seinem Lager auf und lichtete das Gewölk, das im Osten allerlei wechselnde Farben überhauchten. Gegen Norden, stromauf, zwischen Leopoldsberg und Bisamberg, erschien das Klosterneuburger Chorherrenstift mit seinen dunklen Kronenkuppeln — Kaiserkrone und Erzherzogshut —, im Morgenduft recht wie ein Märchen auf dem Wasser schwebend. Er schaute mit einer Art von Andacht hin, es gab ihm Mut, war ihm wie ein Zeichen. Krone ist Krone, dachte er; Kaiserkrone oder Dornenkrone ...

II.

Hugo Friedeberg hatte auch keine stille, wohlschlafende Nacht. Als er sich auf dem Maskenball müde gewartet und nach mancherlei Täuschungen auf die flatterhafte Lili verzichtet hatte, ging er mißmutig heim; warf sich, unter Flüchen entkleidet, aufs Bett und suchte das Mädel so schnell wie möglich zu vergessen, um dann so tief wie möglich zu schlafen. Er wählte aber ein gefährliches Mittel: zur Ableitung von verliebten und verstimmten Gedanken warf er sich auf Doktor Robinsons Apparat und dachte geschwind ein wenig daran herum. Aus dem Wenig ward mehr und mehr; er dachte sich fest. Er saß bald wie die Fliege am Leim; die Lili-Sehnsucht war er los geworden, in den Schlaf hinuntersinken konnte er aber nicht. Es nützte ihm nichts, die Augen zu schließen; der Apparat tauchte immer wieder hinter den Lidern auf, als könnte er ihn sehn, zog mit seinen Drähten und Drehscheiben nach links, nach rechts, blieb dann stehn, ein großes Fragezeichen. Dahinter zeigte sich Robinsons heiter ernstes, grau umrahmtes Gesicht mit

seinem verwünschten, ungläubigen Lächeln. Der Ehrgeiz setzte sich wie ein Kobold auf Hugos weinschweren Kopf — er hatte im Aerger, weil Lili nicht kam, ziemlich viel getrunken — und kitzelte seinen Denkapparat so kräftig, daß ihm vollends der Schlaf verging. Er grübelte, kombinierte, wickelte das Rätsel dieser Maschinerie glücklich, wie ihm schien, auseinander, wickelte sich dann wieder fest hinein. Zum Teufel, dachte er endlich, dieser sonst so famose Kerl, dieser alte Afrikaner, hatte recht, als er gestern von den wissenschaftlichen Problemen sagte: Das ist auch wie die sogenannten Laster; es hat einen und läßt nicht los!

Gegen Morgen erst schlief er ein; wachte dann von Zeit zu Zeit aus beleidigend unsinnigen Träumen auf, in denen sein Vater, Lili, der Apparat und der Afrikaner die verworrensten Komödien und Tragödien spielten; kam endlich auf ein ruhiges Geleise und schlummerte ungestört über den halben Morgen weg. Als er die Augen wieder öffnete, vielleicht von dem Sonnenschein auf seiner Wand geweckt, fiel ihm plötzlich der Vater ein: „mein letztes Wort ist eine letzte Frist!" „Wenn ich dich morgen abend wiedersehe, hier in diesem Zimmer" —

„Und geh' ich heut abend hin?" sagte er trotzig. „Na ja — ich gehe wohl hin! — Was sag' ich dann? Was thu' ich dann? Werd' ich dann ein frommer Sohn? Werd' ich dann Magnus Friedeberg Nummer zwei? — — Ah bah! Noch ist lange nicht Abend. Lassen wir das jetzt. Gehn wir zu dem Mann mit dem Toddy

und zeigen wir erst dem, was wir können, lösen wir sein Rätsel!"

Er kleidete sich an, frühstückte, sprang auf der Straße in einen Fiaker und fuhr „ans Ende der Welt", zu Doktor Robinsons Haus. Als er oben an der Klingel zog, stand eben Frau Reiter auf dem Gang; nach allen Thüren hin horchend, das verhutzelte Köpfchen sorgenvoll schüttelnd und vor allem gekränkt. Das Haus war heute rein wie tot! Klopfte sie bei Frau von Bruck an die Thür, so blieb's mäuschenstill. Fräulein Lili hatte sich eingeschlossen, gab ihr keine Antwort. Professor Robinson verschwunden; seit gestern abend wie aus der Welt. Das alles hatte doch was zu bedeuten; natürlich ... Aber ob sie, die alte Frau Reiter, in ihrer Verlassenheit vor Unruhe starb und verdarb, ob sie sich hier auf dem Gang totpendelte, wen kümmerte das; an das dachte niemand. Auf die alte Frau Reiter nahm man keine Rücksicht!

Es klingelte zum zweitenmal, auf das erste hatte sie in ihrem Verdruß nicht geöffnet; jetzt ging sie zur Thür. Der elegante junge Herr von gestern trat ein, in dem feinen Mantel, mit dem aristokratischen Gesicht. „Zum Doktor Robinson möcht' ich," sagte Hugo, den Hut höflich lüftend. „Guten Morgen, Frau —"

„Frau Reiter, zu dienen," fiel sogleich die Alte ein, die ihre Kränkung geschwind vergaß. „Hab' die Ehre, den Herrn schon zu kennen; — nur daß mir der werte Name — —"

Sie wartete aber vergebens auf die rechte Antwort. „Ist Doktor Robinson zu Hause?" fragte Hugo.

„Bedaure sehr," erwiderte die Alte. „Ist noch nicht zu Hause!"

„Noch nicht? Wieso?"

„Gestern abend fort, der Herr Professor, und nicht wiedergekommen. Bis dato noch nicht zurück!"

„Und wohin denn? Warum?" fragte Hugo verwundert.

Frau Reiter zuckte die Achseln: „Hat nicht die Gnade gehabt, über seine Absichten und Dispositionen etwas zu hinterlassen!"

„Nun, jedenfalls werd' ich ihn erwarten. Es war abgemacht, daß ich heute komme. Wir wollen in seinem Laboratorium arbeiten; — bitte, zeigen Sie mir die Thür, ich hab' sie vergessen."

„Bitte, gewiß, sehr gerne, Herr — —"

Sie machte noch einen Versuch, seinen Namen zu erfahren; er setzte sich aber stumm in Bewegung, den Gang hinunter. Sie trippelte ihm nach. Er hat nicht den Egard auf mich, dachte sie erbittert, sich mir vorzustellen! Und wär' sonst so ein feiner, reputierlicher, angenehmer Mensch . . .

Sie begleitete ihn bis zur letzten Thür, mit dem Finger hindeutend. Hugo öffnete. Indem sie nur zornig kurz mit dem Kopfe nickte, sagte sie „Adieu!" und ging.

Hugo sah ihr träumerisch lächelnd nach; dann trat er ein. Er war im Salon oder in der „Kneipe"; hier hielt er sich jetzt nicht auf, es zog ihn mit einer förmlich gereizten Neugier, mit einer Art von dramatischer Spannung zu dem rätselhaften Apparat.

Sein Kopf war heute nüchtern, durch den langen Morgenschlaf erfrischt; der Ehrgeiz saß ihm nicht mehr wie ein Kobold oder wie ein Affe auf dem überreizten Schädel, er wärmte ihm aber die Brust. „Ich will's dem Toddymann beweisen, beweisen!" murmelte er und setzte sich oben im Laboratorium vor die Maschinerie, die sich so lang aus der Ecke in die Mitte hinzog. Es hatte sie seit gestern niemand berührt, wie es schien. Dennoch war manches anders, als er sich's gedacht; seine Erinnerung hatte ihn getäuscht. Oder er hatte auch im Wachen oder im Traum daran herumgemodelt, das Ding „umgedichtet", ohne es zu wissen ...

Ein Teufel von Apparat! dachte er nach längerer Betrachtung. In der Nacht war mir, als hätt' ich's schon; nun sitz' ich da und sehe, da sind doch noch ganz absonderliche, schnurrige Teufeleien, die die Sach' verwickeln. — Der alte Afrikaner über Nacht nicht hier, und jetzt, nach halb zwölf, noch nicht wieder zurück? Alter Sünder! da war ich bedeutend tugendhafter als Sie, — freilich ohne Absicht. Hab' mich im Bett so der Wissenschaft ergeben, daß mein eigener Vater gerührt wär', wenn er's wüßte. Jetzt muß ich siegen! Ich muß! — Er setzte eine der Batterien des Apparats in Bewegung; die Drähte begannen zu arbeiten, und ein rhythmisches Klopfen ward hörbar, ähnlich wie beim Telegraphen. Das ist alles gut! dachte er nach einer Weile. Liegt hier oben der Froschnerv mit dem Muskel, und häng' ich den Draht hier ein, so schreibt bei jeder Zuckung des gereizten Nerven dieser Stift auf die Trommel; — und jetzt dieser

zweite Stift; — und jetzt dieser dritte. Aber die Drehscheiben und Walzen da, die haben offenbar noch was anderes zu bedeuten ...

Er forschte weiter, von Punkt zu Punkt; die schönen, braunen Augen verbohrten sich, mit dem strengen, unbewußt finsteren Ernst von Gelehrtenaugen. Wenn er die Drähte arbeiten ließ, so pochte seine rechte Fußsohle mit.

Lili trat aus ihrem Zimmer langsam in den Salon, blaß, verweint, die Augen am Boden. Sie hielt es nicht mehr aus, so still an ihrem Fenster zu sitzen; eine unerträgliche Unruhe störte ihre jungen Glieder auf. Keine Nachricht von Vater Robinson, den „das Schicksal" so plötzlich abgerufen hatte; „morgen mehr!" war sein letztes Wort; jetzt war Mittag, es kam noch nichts. Die Mutter lag angekleidet auf ihrem Bett, mit elendem Kopf, wollte allein sein. So hatte sie auch gestern abend gesagt, war in ihr Zimmer gegangen ... Was ist denn geschehn? dachte Lili. Wer soll das verstehn? — Wo bist du, Vater Robinson?

Sie sah auf und erschrak: oben im Arbeitszimmer — die Vorhänge waren zurückgezogen — saß ein junger Mensch am Tisch, in den großen Apparat vertieft. Er zeigte ihr den Rücken und das braune, ein wenig gelockte Haar. Sein Kopf war so vorgeneigt, daß sie den schlanken, leuchtend weißen Hals sah. Wo kam der her? Was wollte der? — Ihr fuhr gleich durch das bange Herz: der bringt böse Nachricht von ihm! — Er saß aber so versunken, so andächtig,

daß sie wieder staunte. Nun fing er sogar an, summend vor sich hin zu sprechen; darauf rieb er sich die Stirn. Was er sagte, konnte sie nicht verstehn. Er wandte sich aber, um einen andern Teil der Maschinerie in die Hand zu nehmen; dabei zeigte er sein Profil, dann einen Augenblick sein ganzes Gesicht — und ihr Herz that einen zuckenden Schlag.

Nein, dachte sie, es ist nicht möglich! Ihr Herz schlug nicht mehr; dann hämmerte es wieder. Er! vom Maskenball!

Lili hatte Mühe, zu atmen, die Ueberraschung war für ihre überwachten Nerven zu groß; sie stand aber regungslos still. Jetzt hörte sie ihn lauter, erregter und verständlich sprechen; „ich komm' dir dahinter!“ sagte er, wieder fast von ihr abgewandt. „Offenbar ist die Absicht, alter Afrikaner, all die Bewegungen dieser Stifte so zu regulieren, daß sie zusammen und gleichzeitig alles niederschreiben, was der Froschnerv erlebt: das Zeitmaß jeder Zuckung, ihre Stärke und ihre Form! — Oder wenn das nicht die Absicht wäre, — dann wär's jedenfalls ein guter Gedanke!“

Lili horchte und starrte, als erlebte sie das nicht, als wär's nur ein Traum. Der vom Maskenball vor Vater Robinsons Werk! mit solchen Gedanken und mit solchen Worten!

Jetzt wandte er sich wieder mehr, sie sah sein Profil mit der feinen Nase; er nickte tiefsinnig mit dem Kopf. Er murmelte, sie verstand nicht alles. „Eine Kombination,“ verstand sie, „die das alles löste

— — ja, ja! — — Warten Sie! Bis ich Ihren Apparat enträtsele, da bau' ich mir ebenso geschwind einen e i g e n e n!" — Er machts ein nachdenkliches, langgezogenes Zischen mit der Zunge; sein Kopf ging dabei ganz herum; auf einmal sah er Lili.

Noch schien er sie nicht zu erkennen, er stand ruhig auf; als er aber oben im Thürrahmen stand, über den Stufen, die in den Salon hinunterführten, ging eine große Verwunderung über sein Gesicht. Lili errötete; er war eher blaß geworden. Vor Verlegenheit begann sie zu lächeln. Er blieb ernst; seine dunklen Brauen gingen ein wenig auf und ab. Endlich verneigte er sich, etwas unsicher, und stieg die Stufen hinunter. „Fräulein Lili!" sagte er mit schwerer Zunge. „Sie hier?"

„Sie hier?" fragte sie zurück.

„Ja, Sie haben Recht: das eine ist ebenso merkwürdig wie das andere. — Gestern abend aber — da hat Sie jemand vergebens auf dem Maskenball erwartet. Ungefähr zwei Stunden lang; Sie kamen nicht —"

„Nein," antwortete sie kurz.

„Darf man fragen, warum?"

Sie schwieg.

Ihr Benehmen verwirrte ihn. Er sah ihre Blässe, den schwermütigen Ernst auf den weichen Zügen, die verweinten Augen. „Was ist Ihnen, Fräulein Lili?" fragte er nach einer Weile. „Was ist Ihnen geschehn?"

Sie hob das Kinn ein wenig, als wolle sie reden, blieb dann aber still.

„Warum antworten Sie mir nicht?“

Sie sah ihn noch einige Augenblicke schweigend, wie forschend an. „Wie kommen Sie hierher,“ fragte sie endlich, ihre Befangenheit überwindend, „und zu dem Apparat? Sie kennen also den Mann, der ihn gemacht hat —“

„Doktor Robinson, ja!“ Er lächelte flüchtig: „Seit gestern abend; also nicht sehr lange! — Und da ich hier auf ihn wartete, studierte ich unterdessen —“

„Seinen Neurographen!“

Hugo horchte auf. „Wie sagten Sie?“

„Seinen Neurographen. Der die Bewegungen des Nerven aufschreibt —“

„Das wissen Sie alles?“

„Warum sollt' ich nicht?“ entgegnete Lili mit einem matten Lächeln. „Als Herrn Robinsons Schülerin?“

Hugos Kopf ging zurück, seine Augen wurden groß. „Ah!“ sagte er, wie wenn er auf einmal zu sich käme; „Sie wohnen hier —?“

„Ja,“ antwortete sie und nickte.

„Sie sind — die junge Dame, die mit der alten Frau und dem Herrn Robinson —“

„Hier oben wohnt. Ja.“

„Teufel —!“ stieß er in der Ueberraschung heraus. Er ward wieder blaß, diesmal bis in die Lippen; dann schoß ihm aber das Blut ins Gesicht. „Das ist ja ein — tadelloser Zufall; ein ganz famoser Spaß! Sie mit dem Doktor Robinson! — Wie sagten Sie, Fräulein Lili? Seine Schülerin?“

„Nun ja; seine —"

„Seine Schülerin?" fragte er noch einmal, mit einem unsinnigen Lächeln der plötzlichen, unbändigen Eifersucht. „Nur seine Schülerin?"

Lili sah ihn groß an. Sie verstand ihn nicht. Ihr mißfiel aber sein Blick, sein Lächeln. „Ja," antwortete sie; „was sonst?"

„Verzeihen Sie! Nichts; nichts!" Er suchte leichter als vorhin zu lächeln, mit freier Heiterkeit, völlig ungezwungen. „Ich bin nur überrascht, Fräulein Lili; durch einen gewissen Humor des Zufalls verblüfft. Ich — ich beneide ihn, diesen Doktor Robinson; — ich beneid' ihn nicht nur — ich bin eifersüchtig ..."

Es schien sie etwas zu überlaufen, wie ein leises Zittern. Sie blickte ihn aber ruhig an; doch mit so tiefem Ernst aus den hellen Augen, daß er nicht weitersprach. Darauf trat sie einen Schritt zurück. Sie wandte sich seitwärts, als möge sie ihn nicht mehr sehn. „Ich — muß jetzt fort," sagte sie, sich zum Reden zwingend. „Wenn Sie noch warten wollen, das steht Ihnen ja frei. Sie werden nur vielleicht lange warten müssen —"

Der bange Schmerz um Vater Robinson fiel ihr eben wieder aufs Herz und machte sie stumm. Nach einer schwachen, zum Abschied grüßenden Bewegung ging sie gegen ihre Thür.

Hugo eilte ihr nach, nun ganz aus der Fassung. Er legte sich eine Hand an die heiße Stirn; dieses zweite Rätsel zu dem andern da hinten ... Und auf

einmal ging es, wollte ihm entschlüpfen ... „Sie wollen fort?“ fragte er so dringend, so laut, daß sie stehen blieb.

Sie nickte.

„Wohin wollen Sie? — Zu ihm! zu ihm!“

„Wer ist das?“ fragte sie stolz. „Zu ihm“?

„Martern Sie mich nicht!“ sagte er mit gedämpfter Stimme, drückte dann aber die Zähne aufeinander, daß ihm das Blut wieder in die bleichen Lippen trat. „Ihr Gesicht ist so unschuldig — Ihr Blick so stolz — ich weiß ja aber doch, wie es ist. Sie sind ihm gut, diesem glücklichen Doktor. Sie sind das süße Geheimnis, um das ich ihn beneide, wütend beneide — das mich toll macht — ja, Sie!“

Lili war zusammengefahren, als er von dem süßen Geheimnis sprach; jetzt griff sie sich nach dem Herzen und drückte die Augen zu. Sie wollte etwas erwidern, zweimal; sie vermochte es nicht. Sie wollte auch gehn; es that ihr aber in der Brust zu weh, sie stand still. Ja, Sie hatten Recht, Vater Robinson! dachte sie, in den neuen Schmerz versunken. O, wenn Sie das hörten ...

Sie lächelte trostlos, daß ihr das geschah, daß die Welt so schlecht war.

„Was ist Ihnen?“ fragte Hugo, nachdem er das regungslose, lächelnde Mädchen mit den geschlossenen, nassen Augen mehr und mehr verwirrt betrachtet hatte. „Sie weinen?“

Lili hob ihre thränenschweren Wimpern: „O wie thut mir das weh,“ sagte sie nun mit etwas bebender

Stimme, „daß Sie so reden. Was für ein unglücklicher Mensch müssen Sie sein, daß Sie so traurig, so schlecht von den Menschen denken!“

„Aber mein Fräulein —!“ stammelte er.

„Sie stehn hier in seinem Zimmer — in seinem Heiligtum — und solche Worte kommen Ihnen über die Lippen? Da oben saßen Sie, so andächtig in sein Werk versunken — und es kam doch nicht sein guter Geist über Sie und machte Sie selber gut? — ‚Dieser glückliche Doktor,‘ sagten Sie; mit was für einem Gesicht. Und ich dachte, Sie — Sie — —“

Sie drückte wieder die Augen zu.

„Was dachten Sie über mich?“ fragte er nach einer peinlichen Stille, um nur nicht länger zu schweigen.

„O, ich schäm' mich jetzt! — Dieser beste, edelste von allen Menschen, den Sie verehren sollten — der wie mein Vater ist! Dem ich alles verdanke, was ich Gutes habe; dessen Herz mir in aller Not — — Aber es ist mir wie eine Entweihung, jetzt davon zu sprechen. — Und den so verkennen ... Das ist traurig, Herr. Das sollt' Ihnen so in der Seele leid thun, daß Sie weinen könnten — — und ich mit, um Sie!“

Hugo sah ihr in die großen, schwärmerisch anklagenden, schwermutsvollen Augen, die ihm jetzt so fremd waren, als hätt' er sie nie gesehn; er blickte im Zimmer umher; er verstand es nicht. Aber sagte mir der Mann nicht selbst —? dachte er, in seinen Erinnerungen herumsuchend. Sagt' ich nicht ‚alter

Sünder' zu ihm, und er hat gelächelt? Und antwortete er nicht mit seinem spaßigen, fidelen Gesicht: ‚jeder lebt so lustig, wie er's haben kann?' — „Verzeihen Sie, mein Fräulein," nahm er wie ein hilfloser Mensch das Wort, indem er die Arme schwach und unsicher bewegte. „Hab' ich etwas gesagt, was nicht wahr ist — was unwürdig und schlecht und erbärmlich ist — wie elend steh' ich dann vor Ihnen da. Aber so wahr ich lebe — es ist nicht ganz meine Schuld. Ich weiß nicht, wie ich's sagen soll; aber irgend etwas Rätselhaftes ist in diesem Herrn Robinson —"

„Was ist rätselhaft? Daß er tausendmal besser, edler ist, als Sie von ihm denken?"

Er neigte sich, als geb' er das zu. „Dann hat er mich aber getäuscht; glauben Sie mir; bei Gott! Hat sich mir anders gezeigt, als er ist; als Sie sagen, daß er ist — — o, ich glaub' es Ihnen. Ich glaub' Ihnen jedes Wort! — Dann hat ihn irgend eine Laune getrieben, oder ich weiß nicht was, sich so hinzustellen, als wär' er auch — — kurz, als wär' er meinesgleichen! — — Aber bitte, glauben Sie mir —"

Er trat ihr schüchtern und ehrerbietig, in einer unwillkürlichen Bewegung, näher; ebenso unwillkürlich wich sie aber zurück. Er blieb wieder stehn; seine Wangen hatten sich gerötet. „Bitte, glauben Sie mir," wiederholte er etwas mühsamer: „so schlecht, wie ich Ihnen scheine, bin ich auch nicht, mein Fräulein. Glauben Sie mir, nicht nur unreine Gedanken . . .

Wo mir etwas Reines, etwas — Heiliges in die Augen leuchtet, da bin ich schnell überzeugt; das geht mir zu Herzen; und das macht mich glücklich. Und wenn ich Ihnen zuerst mit thörichten, leichtfertigen Gedanken — weil ich Sie nicht kannte —“

„Leichtfertigen!“ stieß sie halbgeflüstert heraus.

„Ja; ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Mit idealen Gedanken gehn wir nicht auf den Maskenball! — Aber so viel schlechtes ich auch an mir habe — ich bin rasch belehrt und auch rasch bekehrt. Seit dieser Viertelstunde ist es ganz unmöglich, daß ich anders von Ihnen denke, als wie von einem guten, unschuldigen — — Ach ja, Sie sind gut. Das leuchtet Ihnen aus dem ganzen Gesicht. Darum bitt' ich Sie auch, zürnen Sie mir nicht mehr; weil Sie, wie alle guten Menschen, auch verzeihen können. Glauben Sie an meine Reue“ — leiser, mit einem zarten Lächeln setzte er hinzu: „wie ich an Ihre Unschuld — und vergeben Sie mir!“

Sie lächelte nun auch ein wenig, ohne daß sie's wußte. Heimlich bewegt, aber in ganz schlichtem Ton antwortete das junge Wesen: „O gewiß; wie gern. Mir ist schon, als hätt' ich Ihnen nichts mehr zu vergeben; aber ich thu' es gern. Da ist meine Hand!“

Sie hielt sie hin, als verstehe sich das nun von selbst; Hugo ergriff sie, sehr gerührt. Einen Augenblick neigte er sich, um sie zu küssen; doch diese Bewegung war nur mechanisch; sowie sie ihm bewußt ward, hielt er inne, drückte die Hand mit einem leisen, dankbaren Druck und ließ sie wieder los. „Ich danke Ihnen,“

setzte er mit wenig Stimme hinzu; „von ganzem Herzen! — Wie — — wie traumhaft das alles ist: Sie hier! Sie und ich! Und dieser Doktor Robinson unsichtbar zwischen uns — oder neben uns ... Und dieser Mann so ganz anders, als ich dachte! — — Ich versteh's noch nicht. Warum zeigt er sich denn anders, als er ist? — Sehn Sie, dieses Kästchen ..."

Ihm fiel das japanische oder chinesische Kästchen in die Augen, das Robinson gestern auf den runden Tisch gestellt hatte; es stand noch dort. Er deutete hin: „Sehn Sie, dieses verschlossene, geheimnisvolle Kästchen zeigte er mir gestern abend. Ich will den Doktor nicht schlecht machen, gewiß nicht; aber mit dem Spiel, das darin steckt, wollten wir diese Nacht verspielen ... Worüber lächeln Sie?"

Lili trat an den Tisch und nahm das Kästchen in die Hände; sie drückte auf eine unsichtbare Feder, der Deckel sprang auf. Mit ihren langen Fingern hineingreifend hob sie eine zierlich geschnitzte elfenbeinerne Figur heraus, die einen Turm auf einem Elefanten vorstellte; dann eine Königin. Sie stellte sie auf den Tisch.

„Ein Schachspiel!" rief Hugo aus.

Sie nickte.

„Ah! Ah! Das war also das Spiel, ‚das über alle Spiele der Welt geht', wie er sagte —"

„Vater Robinson spielt es gern," sagte sie wieder lächelnd; „aber eigentlich nicht sehr gut!"

„Aber was für ein Gaukelspiel spielt er denn

mit mir?" — Hugos Kopf, seine Augen gingen hin und her: „Und dieses ernsthafte Museum da hinten, über das er lächelt. Dieser Apparat, den er ‚in Mußestunden' erfindet, wie er sagt, der aber ein gelehrtes Kunstwerk ist; der mir den Kopf verdreht, mich nicht mehr in Ruh' läßt ... Wie nannten Sie ihn vorhin?"

„Den Neurographen. Vater Robinson hat ihn so getauft. — Ja, so ist er, solche Gaukelspiele macht er; das kenn' ich: als er zuerst ins Haus kam, ich war noch ein Backfisch, da hat er mir's auch so gemacht! Ich dachte, der ist nur immer lustig: mit dem kann man herrlich spielen —"

„Der Neurograph!" wiederholte er, sie unterbrechend, in seinen eigenen Gedanken. „Verzeihen Sie; mir geht diese Nervenschreibmaschine so im Kopf herum. Da Sie den Namen wissen — kennen Sie sie auch?"

„So ein wenig, ja!"

Sie sah, daß seine Augen wieder im Laboratorium waren; um ihm gefällig zu sein, sprang sie wie ein Reh die Stufen hinauf und trat hinter den Apparat. Hugo ging ihr nach. Als wollte sie ihm zeigen, daß alles wieder gut war, als wüßte sie gar nichts mehr von den bösen Worten, versenkte sie sich mit kindlich-fröhlichem Ernst in die Maschinerie; ihre Wangen glühten. Sie erregte eine der Batterien nach der andern, ließ die Drähte spielen. Er schaute auf ihre Hände.

„Wie gut Sie das verstehn," sagte er erstaunt.

„So ein bissel," erwiderte sie. „Wie oft schau' ich ihm zu!"

„Glückliches Fräulein Lili. — Glücklicher Robinson!"

Sie blickte ihn ernsthaft an. Er hörte nun erst die Worte, die er gesagt hatte; etwas verlegen setzte er hinzu: „O, ich mein' es gut; — ganz gut. — — Zürnen Sie mir noch?"

„Aber hatten Sie nicht meine Hand?" fragte sie zurück.

„Ja gewiß; gewiß!"

Sie lächelte ihn flüchtig an, dann blickte sie vor sich hin; er auch. Es gab wieder eine tiefe Stille; sie war aber nicht peinlich, nur süß beklemmend. Hugo fühlte sogar eine heimliche, leise schmerzende Seligkeit darin, die er nicht verstand. Er wußte nicht, woher ihm das kam und was das sollte. Bilder aus seinen Morgenträumen tauchten dann plötzlich wieder wie Schatten auf: die Drehscheibe da in das finstere Gesicht seines Vaters verwandelt, Lili auf dem Tische sitzend, hinter ihr Robinsons geheimniskrämerhaft kluges Lächeln ...

„Aber nein, ich vergess' ja," sagte endlich Lili, „die Batterien wieder in Ruhe zu bringen!" — Sie hob die Ströme auf. Es ward nun noch stiller als vorher.

„Wie gut Sie das können!" sagte er.

Sie lachte.

„Ich wollt', Fräulein Lili, mein e i g e n e r Neurograph, der mir jetzt im Kopf spukt, der wär' erst ge-

baut, daß ich ihn Ihnen auch erklären könnte, wie ‚Vater Robinson' diesen da!"

„Sie wollen einen eigenen bauen?"

„Ja, dieser kühne Gedanke ist mir heut gekommen. Zuerst wohl aus Verzweiflung, weil ich den da nicht auskernen konnte; dann aus angeborenem Uebermut. Ich denk' nämlich immer, mein Kopf ist nur etwas verlumpt, aber eigentlich Wunder wie gut! — Das wär' ein Sporn, ein Lohn, Fräulein Lili: wenn Sie mir zusähen, wie ich meinen Apparat regiere —"

„Ich wär' dabei," sagte Lili heiter; „Neugier hätt' ich genug!"

III.

Gottfried Hellbach kam nach Haus. Er hatte den Morgen zuerst noch an der Donau, dann in einem Kaffeehaus nahe am Praterstern zugebracht; dort in einer morgenstillen Ecke sitzend, hatte er seinen durchfrosteten Körper erwärmt und mit aufgestütztem Kopf zuweilen ein Viertelstündchen geschlafen; dazwischen die Gedanken, die auf seiner Seele lagen, zu Ende gedacht. Als er in sein Zimmer kam — Frau Reiter, die in der Küche wirkte, hatte ihn nicht gesehn — trug er den Mantel noch auf den Schultern; er ließ ihn auf einen Stuhl an der Thür fallen, legte den Hut darauf, und sah mit einer Empfindung, in der sich viel Unaussprechliches mischte, in seiner kleinen Welt umher. Wie wunderbar ward ihm zu Mut, da er nun das überraschende Bild da oben im Arbeitszimmer sah: Magnus Friedebergs Sohn und Lili an seinem Apparat, die vier jungen Augen wie gute Kameraden in die Geheimnisse seiner Arbeit versunken; ihn bemerkten sie nicht. Wie kamen die beiden hier zusammen? Woher kannten sie sich schon so gut? —

Er stand eine Weile regungslos da, vom ersten Staunen versteinert; dann hob er sich auf den Zehen, bog den Kopf nach links, um die augenerfreuende Gruppe hinter der leeren Thür noch besser zu sehn. Hugo bewegte die feinen, lichten Hände, den Apparat hier und da berührend; Lili, die ihren auf den Tisch gestützt, schaute ihm andächtig zu ...

„‚Neugier‘ sagten Sie vorhin!“ fing Hugo an zu sprechen; Hellbach horchte und verstand jedes Wort. „Ich weiß sehr gut, daß es bei Ihnen keine gewöhnliche Mädelneugier ist. Ihnen sieht ganz was anderes aus den Augen; wirkliche, echte Wißbegier —“

Er untersuchte einen Augenblick, ob er Recht habe, indem er in die beiden Vergißmeinnicht hineinsah; dann kehrte er zu den Trommeln zurück.

„Mag sein,“ antwortete Lili schlicht, mit einem Anflug von kindlicher Freude. „Das hab' ich dann von ihm gelernt!“

Ihm! dachte Hellbach. So spricht das Mädel von mir. Ich bin schon der ‚er‘, der selbstverständliche. — Ach die gute Lili!

Hugo forschte tiefsinnig: „Hier sollte noch ein Regulator, denk' ich — — Den muß ich erfinden! — Einstweilen ist das nur so ein vorwitziger Gedanke...“

Er untersuchte die Stifte an den Trommeln; Lili schaute zu.

Hellbach mußte lächeln, vor Vergnügen; ihm kam auf einmal das Gefühl, daß die beiden da wohl gut zu einander taugten. Da fiel ihm aber sogleich aufs Herz: Magnus' Sohn, Henriettens Toch-

ter! Sein ganzes Schicksal und Verhängnis fiel wie ein Fels hinterdrein.

Ihm entfuhr ein Seufzer. Die beiden horchten auf; sie wendeten die Köpfe.

Lili sah ihn zuerst. Sie schnellte in die Höhe. „Vater Robinson!“ schrie sie auf. „Sind Sie wieder da?“

Mit einigen Sprüngen war sie die Stufen hinunter und im Salon; Hugo folgte ihr.

„Bin ich wieder da?“ erwiderte Hellbach, Lilis Annäherung unwillkürlich abwehrend. „Ich weiß es nicht; kann's nicht sagen, Lili. Guten Morgen, Herr — — Ich weiß es noch nicht. War heute Nacht fort, hab' dies und das erfahren, — vielleicht wird es gut; man muß abwarten, wie es wird. Muß abwarten, wie es wird. — Lili und ich, wir haben ja Geduld!“

Sie sah ihm bang und unsicher nach den Augen; darauf lächelte sie aber freundlich und nickte.

Hellbach wandte sich zu dem jungen Mann: „Sie entschuldigen, lieber Herr — Sie finden mich in einer Art von Notlage — kann im Augenblick nicht, wie ich will. Es freut mich aber, es freut mich, daß Sie wieder da sind. Ich dank' Ihnen besonders im Namen meines Apparats; hab' Sie da studieren und wirken sehn ...“

Seine Gedanken sprangen offenbar hin und her, die innere Unruhe durchfuhr ihm auch die Glieder. Sich etwas hastig wieder zu Lili wendend, fragte er: „Ja, und Ihre Mutter? Wär' die jetzt zu Hause? Könnte man sie sehn?“

„Zu Hause ist sie, ja freilich —“

„Aufgestanden?“

„Ja, schon lange. Sie hatte nur Kopfweh, wollte Ruhe haben. Wenn aber irgend etwas wichtiges — —“

Hellbach lächelte ein wenig: „Wichtig wär' es wohl! — Auch für Ihre Mutter. — Es wird sie sehr interessieren, mein' ich —“

„O dann sag' ich ihr's, natürlich,“ entgegnete Lili rasch. „Es ist sogar für sie selber gut, wenn man sie nicht so über sich brüten läßt, wenn sie abgelenkt wird. Ich will gleich —“

„Bitte,“ unterbrach er sie, „einen Augenblick! — Lieber Herr, das ist nun so. Eilige Geschichten. Ich will Sie aber nicht verlieren; ich will Sie noch sehn. Da Sie so lieb und gut waren, Wort zu halten und die ‚alte Kokosnuß‘ wieder aufzusuchen — — Haben Sie noch Zeit für mich?“

„Bis in die Unendlichkeit!“ erwiderte Hugo herzlich lächelnd. Heimlich sah er mit einem beklommenen, beinahe ehrfurchtsvollen Gefühl in das rätselhafte, so schlicht freundliche und doch so feierliche Gesicht.

„Wollen Sie dann gehn,“ fragte Hellbach, „ohne sich zu wundern, und in einer Stunde etwa wiederkommen?“

Hugo ergriff seine Hand: „Alles, was Sie wollen. Es ist keine Redensart: gebieten Sie über mich!“

Hellbach lächelte ihm zu. — „Und Sie, meine liebe Lili,“ sagte er nach einem starken Atemzug, „wollen Sie denn Ihre Mutter fragen, ob ich ein paar Worte mit ihr reden könnte?“

„Sogleich, Vater Robinson!“ — Das Mädchen, schon fast im Gehn, drehte ihren schlanken Körper noch einmal und sah Hugo an; die vier jungen Augen, jetzt durch keinen Apparat mehr getrennt, grüßten sich zum Abschied. Es war ein rascher, freundschaftlicher, sich gleichsam mit Unbefangenheit brüstender Blick. „Leben Sie denn wohl!“ warf sie hin und reichte ihm die Hand.

„Doch nicht schon bis morgen?“ fragte Hugo.

„Doch wohl!“

„Aber auf Wiedersehn?“

Lili lächelte, so gut sie eben konnte: „Ja, auf Wiedersehn — bei Ihrem Neurographen!“ Dann huschte sie durch die Gangthür hinaus.

Der junge Mann sah ihr nach. Hellbach achtete nicht darauf; er war vor seinen venetianischen Spiegel getreten und fuhr sich mit unruhigen, zitternden Händen durch das etwas wirre Haar, das heute noch kein Kamm berührt hatte. Er kam sich so verwildert, so barbarisch vor: auch noch kein Tropfen Wasser an ihm ... Aber erst die Entscheidung! das Schicksal! — — Als Hugo vor ihn hin trat, um Abschied zu nehmen, faßte Hellbach ihn am Arm, mit fast zu heftigem Griff. „Bitte, eh Sie gehn, noch ein Wort! Wer hat Sie hier gesehn?“

„Die alte Frau,“ antwortete Hugo. „Und das Fräulein.“

„Fräulein Lilis Mutter ist angekommen. Die haben Sie nicht gesehn?“

Er schüttelte den Kopf.

Und wenn auch! dachte Hellbach jetzt. Die kennen sich ja beide nicht wieder; als sie von seinem Vater fortging, war der da ein kleines Kind! — „Noch eine Frage, lieber Herr," sagte er, ihn loslassend. „Haben Sie hier schon gesagt, wer Sie sind? Wie Sie heißen, mein' ich?"

„Nein," erwiderte Hugo. Er wunderte sich jetzt, daß er und das Fräulein hier so lange geredet hatten, ohne dergleichen zu fragen; weder er nach ihr, noch sie nach ihm.

„Dann ersuch' ich Sie: sagen Sie es noch nicht. Zu niemand hier. Wollen Sie das thun?"

„Alles, was Sie wollen —"

Hellbach drückte ihm rasch die Hand und schob sie dann weg: „Also auf nachher!"

Hugo nickte und ging. Es lag ihm aber noch etwas auf der Brust, schon diese ganze Zeit; an der Thür blieb er stehn und konnte sich nicht entschließen, nach dem Drücker zu greifen. Er bemerkte wohl, daß der Doktor schon in sich versank, auf den Tisch gestützt, als glaubte er bereits allein zu sein. Es zog ihn dennoch zurück. Plötzlich stand er wieder vor Hellbach, so daß der erschrak. „Entschuldigen Sie!" sagte er mit ungeschickter Zunge, indem er noch einmal Hellbachs Hand nahm; es war freilich nur die linke. „Lieber, guter Herr. Gestatten Sie mir noch die Bemerkung —"

„Was?" fragte Hellbach, da der andre stockte.

„Daß ich mit aller Achtung — — ich meine, mit ganz besonderer Achtung — — kurz, daß ich Sie verehre. — Adieu!"

IV.

Was wollte er denn? dachte Hellbach, als er die Thür hinter dem jungen Mann zufallen hörte und nun gewiß und wirklich allein war. „Daß ich Sie verehre.“ Wieso? Warum? — — Er gab es auf, sich an diese Fragen zu hängen, er schloß die Augen; die Gedanken fuhren ihm durcheinander. Diese Nacht war zu hart; und noch härter, dünkte ihn, war jetzt diese Stunde ... Er wartete und horchte, an den runden Tisch gelehnt. Er meinte zuweilen Lilis leichten Schritt auf dem Gang zu hören; es war aber immer Täuschung der erregten Sinne. „Warum kommt sie denn nicht wieder?“ murmelte er endlich, von dem Druck der Ungeduld auf der schon so überladenen Brust gequält. „Diese Gazelle, die sonst so hurtig — — Aber wenn Frauenzimmer mit einander reden! Und wenn Frauenzimmer sich entschließen sollen, nicht entschließen können. Da steht jetzt diese Frau und — — Zum Bösen können sie sich rasch entschließen; zu etwas Gutem, das schwer ist, nicht! — — Aber ruhig, ruhig. Sie weiß ja nicht, was ich will. Sie fürchtet sich vor mir. Das ist's. Darum hör' ich

nichts. Darum kommt Lili nicht wieder. Warten, warten, warten!"

Es war ihm zuletzt, als könnt' er nicht mehr warten; er bewegte sich langsam zur Thür, um nicht länger so still zu stehn, um Lili entgegenzugehn. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und er fuhr zusammen; er hatte nichts von den leisen Schritten auf dem Gang gehört. Nicht Lili, sondern Henriette selber trat ein. Sie war in einem Morgenkleid, das, nur durch eine Schnur gegürtet, weit und bequem an ihr nieder floß Sie sah aber viel verfallener aus als am Abend; hätte er sie gestern so gesehn, er hätte sie wohl nicht erkannt. Die Wangen schienen ihm hohler zu sein, die Augenhöhlen tiefer. Eine grauere Blässe lag auf dem Gesicht. Auch fiel wohl das Licht unbarmherziger auf die hellen Fäden und Streifen, die der Silberstift der Krankheit in das üppige braune Haar hineingezeichnet hatte. Es ruhte aber, so schüchtern sie eintrat, eine sonderbare, schmerzliche, ergreifende Würde auf der hohen Stirn und um die zusammengepreßten, abgemagerten Lippen. Er staunte sehr über diesen Ausdruck. Das marmorhafte, fremde Gesicht erinnerte ihn an Statuen römischer Matronen, die er in Museen oder auf Zeichnungen gesehen hatte. Schweigend verneigte er sich vor ihr, ohne es zu wissen.

„Sie haben gewünscht," begann sie fast demütig, „mich noch einmal zu sehn —"

„Ja," sagte er. „Verzeihen Sie. Ich dachte aber zu Ihnen zu kommen —"

„Sie sehn, ich bin hier."

„Wie Sie wollen. Ich danke Ihnen. — Wollen Sie dann, bitte, etwas näher treten, weg von der Thür; damit nicht auch andere — — Die alte Frau Reiter zum Beispiel. Die hört gerne zu. — Wollen Sie sich setzen ..."

Henriette, die wohl ein wenig zu schwanken schien, aber sich beherrschte, ging tiefer ins Zimmer hinein, blieb dann aber stehn. Er deutete auf den nächsten Stuhl; sie schüttelte den Kopf.

„Was ich Ihnen nun sagen will," nahm Hellbach wieder das Wort, „wird Ihnen wahrscheinlich ebenso unerwartet sein, wie es mir selber war; bis es mir aus der dunklen Nacht — ja, aus der dunklen Nacht wie ein Licht hervorging —"

Sie unterbrach ihn durch eine bittende Gebärde; er schwieg. „Entschuldigen Sie," sagte sie, — „ich weiß nicht, was Sie meinen; eh' Sie sich aber aussprechen, gönnen Sie, bitte, mir das Wort. Aus der dunklen Nacht, sagen Sie ... Ich hab' mir's vorgesagt diese ganze Nacht — meinen Gedanken, mein' ich — bis ich mich daran gewöhnt hatte, ihn zu denken; bis ich so viel Kraft gewann — —"

Sie atmete tief, als sammle sie noch einmal die Kraft, die ihr schon wieder zu versagen drohte.

„Darf ich fragen, was —"

„Sogleich," antwortete sie. „Nebenan weinte meine Tochter; — nein, nicht nebenan. Sie schläft ja nicht neben mir. Aber ich stand mehrmals auf, weil ich im Bett keine Ruhe hatte; und weil ich

irgend etwas von Lili hören wollte — oder war es nur, um ein paar Schritte auf dem Gang zu gehn. Ich war leise an ihrer Thür. So oft ich hinkam, weinte sie; weinte um Sie, daß Sie fort wollen. Ich hörte Ihren Namen. ‚Vater Robinson!‘ — Was für eine Liebe das ist: Sie und Lili; wie zwischen Vater und Kind. Und ich soll euch trennen! Das ist ja unmöglich!“

Sie schüttelte den Kopf. Sie sah ihn dann an, als wisse er nun schon, was sie sagen wollte.

„Verzeihen Sie,“ erwiderte er nach kurzem Warten. „Ich verstehe noch nicht —“

„Ich war — leichtsinnig, schwach,“ fiel sie ihm nun ins Wort; „verächtlich, wenn Sie wollen; von Herzen schlecht bin ich nicht. Ich kann jetzt meine Schuld gegen Sie büßen, und ich will sie büßen. Lilis Thränen haben mir die Kraft gegeben. Bleiben Sie bei meinem Kind! Ich will wieder einsam leben, ich will wieder gehn!“

Hellbach starrte sie an. „Wo denken Sie hin,“ sagte er, als er die erste Ueberraschung überwunden hatte. „Unmöglich. Nie und nimmermehr. Ihr einziges Kind —“

„Und Ihr einziges Glück!“ rief sie aus. „Der einzige Mensch, mein' ich, an dem Sie so recht von Herzen hängen. Oder ist es anders?“

„Nein,“ antwortete er. „Es ist wohl so.“

„Sie zum zweitenmal elend machen! Sie und mein Kind! — Ich hab' schon viel überstanden; Demütigung und Verzweiflung; Monate ohne Schlaf —

bis diese lange, lange Nacht über mich kam. Verlassen von der ganzen Welt; Lili hier, ich dort ... Warum sollt' ich nicht noch einmal ohne Lili leben. Ich werd' das auch überstehn. Ich bin schwach, ja, ja, ich weiß es — aber nicht so ganz. Ich hab' auch meine Stärke. Bleiben Sie! Ich werde gehn!"

Hellbach, mit einer unerwarteten Erschütterung kämpfend, bewegte die verneinende Hand hin und her. „Sie sagen das, aber Sie fühlen, wie unmöglich es ist. Die Mutter ihr Kind verlassen. Bitte, genug davon; jedes Wort ist unnütz —"

„Nun, mein Gott!" schrie sie auf, so daß er sie durch eine rasche Gebärde warnen und dämpfen mußte. „Mein Gott, was soll denn geschehn? Ich Sie beide trennen! Ich will nicht diese neue Schuld auf dem Herzen haben; will nicht wieder um Sinn und Verstand — — Ich ertrag' es nicht! Wenn Sie noch einmal in mein Leben treten — und ich in das Ihre; ich hab's nicht gewollt — so finden Sie einen Weg, helfen Sie sich und mir — oder lassen Sie mich sterben!"

„Sterben —"

„Sterben! Ja!" Die Würde und Ruhe der Matrone war hin, sie schlug an ihre Stirn; ihr Blick ward so wild, daß ihm fast ein Grauen kam. „An diesem elenden Leben häng' ich nicht so sehr; — ich hab's schon einmal fortgeworfen, ich lag im Kohlendunst schon wie tot; — daß dann die andern kamen und mich mit all ihrer gräßlichen Kunst wieder ins Leben riefen, ist nicht meine Schuld! Giebt's keine

andre Hilfe als durch meinen Tod, dann sagen Sie's; geben Sie mir einen Strick, oder was Sie wollen — ich drück' die Augen zu — und die Qual ist aus!"

Hellbach faßte sich; die verwilderte Stimme und Haltung der Frau gab ihm seine männliche Gelassenheit wieder. Er winkte mit der Hand: „Bitte, ruhig, ruhig!" sagte er mit seinem sicheren, festen, wohlklingenden Baß.

Henriette horchte verwundert auf. Sie heftete die heißen Augen auf ihn; hielt aber seinem Blick nicht lange stand, der mild, unbewegt, doch auch unerschütterlich auf ihr ruhte. Sie sah auf den Boden, dann wieder empor. Es stand da ein Mann, den sie noch nicht kannte. Statt des unruhigen, leicht erregten, noch friedlosen Gottfried Hellbach aus der alten Zeit sah sie einen Mann, der Ruhe hatte und Ruhe gab, der sich und andre beherrschen konnte. Sie bemerkte den ersten greisenhaften Zug in seinem graubärtigen Gesicht; es war aber die Würde eines überlegenen, menschenfreundlichen, schlichten Patriarchen. Seine Augen leuchteten ihr bis ins Herz. Sie begriff auf einmal, daß er so über Lili herrschen, daß Lili so an ihm hängen konnte. Immer stiller atmend, immer freiwilliger seinem Blick gehorchend, legte sie endlich beide Hände sanft auf die Stuhllehne, neben der sie stand, und senkte wie in unterwürfiger Erwartung den Kopf.

Als er sie so weit gekommen sah, begann er wieder: „Lassen Sie uns von so schweren Dingen nur in Ruhe reden. Da wär' denn noch ein Weg; aber

sehr schwer, ihn zu gehn. Und vielleicht unmöglich: denn wenn — jener Andre lebte — Lilis Vater mein' ich —"

„Nein," sagte Henriette tonlos. „Er ist tot."

Hellbach atmete auf. „Und niemand auf der Welt hat ein Recht auf Sie —"

„Nein. — Niemand."

Er schloß die Augen, aber wie erleichtert. Die Stimme zitterte ihm doch ein wenig — nicht lange — als er nach einem Schweigen voll dahinjagender Gedanken fortfuhr: „Dennoch bleibt es schwer. Denn — alles, was Sie erlebt haben, müßten wir zu vergessen suchen; ich zumal ... Wenn die Andern davon hörten, möchte mancher denken, daß ich ein närrischer alter Mann ohne Sinn und Verstand, ohne Ehre bin. Hen — —"

Es ward ihm schwer, ihren Namen zu sprechen, wie in alten Tagen; endlich brachte er ihn doch heraus. „Henriette! Diese Lili, die euer Kind ist — hassen sollt' ich es. Und nun kann ich ohne dieses Kind nicht leben; das ist ein Wahnsinn, nicht wahr. Aber es ist so. Ich bin mir heut Nacht drüber klar geworden. In derselben Nacht, in der ich dann den andern Weg fand ... Da wäre denn dieser Weg. Wenn alles so bleibt, wie es ist — Sie bei Ihrem Kind — und ich auch — und kein Mensch erfährt, auch Lili nicht, was wir Zwei einst waren — und ich Lili behalte!"

„Und ich Lili behalte!" wiederholte er, einem Aufschluchzen nahe; er zwang es aber nieder und stand wieder in seiner festen, schlichten Herrscherhaltung da.

Henriette blickte ihn an; sie war lange still. Endlich ward ihr doch wohl so, als sollte sie niedersitzen; sie sank auf den Stuhl, dessen Lehne ihre Hände hielten, und begann zu weinen. Ein Schauder schüttelte sie. Danach weinte sie fort.

„Und Sie könnten das über sich gewinnen," murmelte oder seufzte sie endlich, „Sie, der Sie mich verachten?"

Er schüttelte den Kopf. „Ich hab' Schuld wie Sie! — Auch das hab' ich mir diese Nacht — — aber ich wußt' es ja schon vorher. Nicht daß ich Sie entschuldigen will; denken Sie das nicht. Sie haben — — Aber ich hatt' Ihnen gelobt, Sie glücklich zu machen. Als ich Sie auf so lange verließ — wenn auch für eine gute, eine schöne Sache — da brach ich mein Gelübde gegen Sie. Ich brach es zuerst! — — Das ist nun alles geschehn — und so weit, so fern. Wir können wohl nicht vergessen, aber doch vergeben. Henriette! Unsre Jugend ist hin. Die beiden Menschen von damals sind tot; wie ein Schatten zum andern, red' ich jetzt zu Ihnen. Lassen Sie mich neben Ihnen leben wie ein Schatten — ohne Namen — ich war ja schon so lange tot — und lassen Sie mich Lili behalten! — Wenn nicht ein Abscheu in Ihrem Herzen — —"

Sie schüttelte den Kopf. — Sie schüttelte ihn noch einmal, heftiger, stärker, als hätte sie's noch nicht gethan.

„Und wenn wir an einen Ort gehn, wo uns niemand kennt . . ."

Ein plötzlicher Schauder packte ihn nun doch und nahm ihm die Stimme; er konnte nicht mehr sprechen. Er sank gegen den Tisch zurück. Als ginge auf Henriette über, was er fühlte, lief ein Zittern auch über sie.

„Schwer wird es sein," sagte er endlich fast ohne Stimme; sie kam langsam wieder. „Ich hatte als Knabe Märtyrergelüste, von denen ich Ihnen wohl einmal erzählte; ich hab' mich früh in harten Dingen geübt; das mag nun wohl helfen. Ich glaube, ich kann, was ich will. Das sag' ich Ihnen nur, damit Sie nicht fürchten: ‚er unternimmt aus Liebe zu Lili etwas Unmögliches, über seine Kräfte, und ich werd' es büßen!' Sie werden es nicht büßen. Ich kann's. Nie sollen Sie fühlen, daß ich Ihnen grolle — oder je gegrollt habe. Lili, die Alte, die Welt, alle sollen glauben, wir sahen uns gestern abend zum erstenmal; und weil Sie Lilis Mutter sind, sei ich Ihnen gut —"

Bei diesen Worten fuhr Henriette zusammen. Das Wasser schoß ihr wieder in die Augen; alles Weichste in ihr war in Bewegung, ihr war, als müsse sie zergehen und zerfließen. „Ach!" seufzte sie. „Halten Sie ein!"

„Und weil Sie Lilis Mutter sind," fuhr er fort, „will ich Ihnen gut sein. Verstehn Sie, wie ich das meine: nie ein Wort, ein Blick, der Ihnen was zu Leide thäte —"

„Luft! Luft!" stieß sie hervor, warf den Kopf hinter die Lehne ihres Stuhls zurück und öffnete die atmenden Lippen.

Hellbach trat näher, um sie zu halten, wenn sie

etwa vom Stuhl sänke; seine scheuen, widerspenstigen Arme zögerten in der Luft. Zu seiner Erleichterung hielt sie sich aufrecht; auch ihre Augen waren nicht geschlossen, nur mit Thränen gefüllt. „O, er zerreißt mir das Herz!“ hörte er sie flüstern.

„Henriette!“ sagte er, so vor ihr stehend. „Sie wollen nicht —? Sie können nicht?“

„Ach,“ erwiderte sie matt. „Wie gut Sie sind. Engelsgut. Zu mir. Was sind Sie denn für ein Wesen, daß Sie so zu mir sprechen!“

„Sagen Sie ein Wort. Können Sie? Wollen Sie?“

Sie richtete den gesunkenen Kopf wieder auf. Sie nickte ihm zu. „Ich und Lili — und Sie. Gott! Allmächtiger Gott! Laß es uns versuchen!“

„Amen!“ murmelte er.

„Amen!“ wiederholte sie.

„Ich — dank' Ihnen; Sie haben Mut. Vielmehr, Sie haben die rechte Liebe für Ihr Kind. Hören Sie denn, bitte, einstweilen noch ein letztes Wort! — Sie haben Schonung sehr nötig. Ich konnte Sie nicht schonen; — es war ein Verhängnis, daß Sie kaum genesen heimkommen und ich in der ersten Stunde —“

„Ich bin nicht so schwach,“ unterbrach sie ihn. „Was Sie mir heut gesagt haben, wie vieles ertrüg' ich gern dafür. Sagen Sie alles, was Sie noch zu sagen haben. Schonen Sie mich nicht.“

„Also, daß ich meinen Gedanken zu Ende spreche: wenn wir's unternehmen wollen — das hab' ich mir

heut' morgen klar gemacht, so klar wie der neue Tag — dann müßte noch etwas Schweres geschehn. Diese Wohnung und diese Stadt müßten wir verlassen ..."

„Diese Stadt!"

„Ja. Ihre Vaterstadt. — Mich wundert überhaupt — wenn Sie gestatten, daß ich das sage —"

Sie hob eine Hand: „Bitte, sprechen Sie nicht mehr so. Was Sie sagen wollen, das sagen Sie!"

„Mich wundert also, daß Sie den Mut hatten, als ‚Frau von Bruck' hierher zu ziehen, in Ihre Vaterstadt, wo Sie gewiß doch noch mancher kannte. Es ist auch kaum zu begreifen, daß niemand —"

„Mich zog damals die Sehnsucht hierher," fiel sie ihm ins Wort. „Eine krankhafte Sehnsucht; ich war wohl schon krank. Hier in dieser Vorstadt verborgen, dacht' ich —"

„Sie vergruben sich aber doch nicht! Sie kamen auf die Straße!"

„Ja, das kam ich wohl. — Mein Leichtsinn. — Es hat mich nie einer angeredet: ‚kennen wir uns nicht?'"

„Wunderbar genug!"

„Aber es dauerte ja nicht lange, bis ich fortkam, bis die Krankheit ausbrach ..."

Sie legte sich einen Finger an die Stirn, als legte sie ihn auf die Krankheit.

„Ja, ja," sagte er mitleidig. „Nun sind Sie aber wieder hier! — Immer das hängende Schwert über uns, das ist unmöglich. Dieses Opfer, das zu

Ihrem eigenen Besten ist, müßten Sie noch bringen: die Sehnsucht nach der Vaterstadt müßten Sie überwinden —"

„Ich hab' sie nicht mehr," erwiderte sie rasch. „Das ist alles tot. Ich häng' nur an Lili!"

„Sie würden also von Wien wieder —"

„Morgen, wenn Sie wollen!"

„Das wär' freilich gut; aber so schnell geht's doch nicht. Wenn man nach und nach so allerlei Kram aufgespeichert hat ... Auch sollten wir in der Welt kein Aufsehen machen, mein' ich; wir treiben es ohnehin wunderlich genug ... Darum keine Hast, kein wildes Auf und Davon. Bis wir aufbrechen können, müßten wir hier aber wirklich wie in unserer Höhle leben; in die eigentliche Stadt Wien dürften Sie nicht hinein; nur am Abend auf die Straße — wie die Fledermaus ... Könnten Sie auch das?"

Sie nickte. „Wenn ich nur Lili am Arm hab'. — Mir graut jetzt vor dieser Vaterstadt!"

„Ich hab' denn also hin und her gedacht; zuletzt dacht' ich: Triest! Da kennt Sie wohl niemand —"

Sie schüttelte den Kopf.

„Da hätten wir milde Luft — und das Meer. Und die Stadt ist wohl groß genug, um sich darin zu verkriechen. Und allerlei schönes, für Lili — und Sie ... Triest wär' Ihnen recht?"

„Triest, oder was Sie wollen. Ich will Sie und Lili nicht trennen; weiter hab' ich keinen Willen! — Ich fürchte mich auch vor meinem eigenen Willen," setzte sie leiser hinzu, vor sich nieder starrend; „er

hat mir selten gut gethan. — Fragen Sie mich nichts mehr. Was Sie bestimmen, das geschieht!"

Hellbach verzog den Mund zu einem ernsten Lächeln: „Sagen Sie nicht zu viel; das thut auch nicht gut. Ihr letztes Wort da anzunehmen, dazu bin ich doch nicht thöricht genug ... Aber ich danke Ihnen für die große Fassung, mit der Sie sich in dieses Verhängnis gefügt, diese heroische Aufgabe übernommen haben. Darin sind Sie doch die richtige Schwester Ihres Bruders Magnus — mit dem Sie sonst nicht viel Aehnlichkeit haben ... Und wo ist nun Lili? Nun möcht' ich zu Lili gehn!"

Henriette deutete mit der Hand hinaus. „Lili? Die ging in ihr Zimmer —"

„Lügen muß ich; das wird mir schwer. Wie es zwischen uns war, darf sie nie erfahren. Ich will ihr sagen, mir sei eben eine neue, gute Nachricht gekommen; bleiben könnt' ich nun. Sie möchten aber Wien verlassen, hätten Sie mir gesagt; und das sei mir recht. Meinen Wandersinn kenne sie ja. Und so könnt' es sich ereignen, daß wir bald miteinander — um Lili und mich nicht zu trennen — — Kurz, sie wird nichts ahnen, und wird glücklich sein. Und — Vater Robinson wird glücklich sein. Ein glücklicher Märtyrer ... Henriette! Täuschen Sie sich nicht? Träumen Sie das nicht, daß Sie diese Stärke haben? Ertragen Sie dies Martyrium?"

Sie blickte zu ihm auf, mit den noch feuchten Augen: „Ich will es versuchen, wie ich Ihnen sagte."

„Dann auf Wiedersehn. — Ich geh' zu Lili!"

Er grüßte still mit dem Kopf und ging aus der Thür. Henriette blieb sitzen, sie faltete aber die Hände, wieder mit dem Matronengesicht. Ihre Augen sahen nach oben. „Ja,“ sagte sie, „ich will's versuchen — oder nicht mehr leben!“

Viertes Buch.

I.

So begann denn nun einstweilen in der Vorstadt Margarethen, draußen gegen die „Linie" zu, ein wunderbares Zusammenleben weltverschollener Menschen; wie es auch in unserer wohlgeordneten Gesellschaft noch vorkommt — wohl mehr, als man denken mag —, aber doch immer eine erstaunliche Fügung der heimlich waltenden Kräfte ist. Vater Robinson mit Henriette und Lili von Bruck: vor dem bürgerlichen Gesetzbuch die eine noch immer seine Frau, die andre sein Kind; doch als hätten sie sich einen eigenen Codex Robinsonianus geschrieben, da sie sich anders nicht zu helfen wußten, lebten sie mit neuen Namen in neuen Beziehungen hin; Lili unbewußt, die beiden andern auf das Gefühl gestützt, daß sie keinem ein Leid damit zufügten oder ein Unrecht thaten. Zuweilen kam zwar eine Unruhe über Gottfried Hellbach, wenn er an Hugo und dessen Vater dachte: that er auch dem Vater Magnus nichts zu leide, war er auch da im Recht? Hugo, von drei Magneten gezogen: dem Apparat, dem

alten Afrikaner und der jungen Lili, hatte sich zu den drei Verschollenen als Vierter gesellt; auf einmal war er da, als verstünde es sich von selbst, als könnt' es nicht anders sein. Morgens bei Zeiten erschien er, „trat an", arbeitete im Laboratorium, mit Hellbach oder allein; nachmittags kam er wieder, saß am Abend mit der „Familie" in der „Robinson-Kneipe", ging, wenn die andern schlafen gingen, nach Haus. Um den drei Magneten folgen zu können, hatte er seinem Vater geschrieben, statt zu ihm zu gehn: er müsse geschwind auf einige Tage verreisen; wenn er wiederkomme, werde er ihm die Antwort — eine gute — auf sein letztes Wort bringen. So lebte er nun auch hinter seiner Wolke; in den Nebel der andern mit eingehüllt. Es ist ja die beste Umkehr und Einkehr, die ein guter Vater ihm wünschen kann, dachte Hellbach, wenn sich ihm dieses Versteckensspielen auf die Brust legte; es geht ja fast gerader und geschwinder, als ich's träumen konnte. Wie der Junge wieder arbeiten lernt, das ist ja eine Wonne zu sehn; und was für ein Kopf! Statt der Kollegia, die er geschwänzt hat, hört er nun vor Semesterschluß beim Doktor Robinson allerlei gute Sachen und untersucht und präpariert — und erfindet seinen Apparat. Wird der besser als meiner, wie mir's nun schon vorkommt, na, so soll mich's freuen; es wird aber auch Vater Magnus freuen, denk' ich! — Der Junge geht nur noch in die Robinson-Kneipe; die ist die beste in Wien. Er spielt nicht mehr, außer Schach mit mir oder Lili — die er beide matt macht. Er geht nicht mehr auf Masken-

bälle, oder sonst zu Dirnen; ihn freut nur noch ein einziges Mädel, das beste, das ich kenne ...

Lili! Da war's. Das war's. Hellbachs verstohlenes Glück und geheime Sorge! Er sah, wie die beiden zusammenwuchsen; es brauchte nicht seine Falkenaugen, um das zu sehn. Als Hugo am ersten Morgen im Laboratorium arbeitete, Hellbach neben ihm, erschien Lili nur in der Thür, grüßte und verschwand. Am zweiten Morgen kam sie, den Männern ein zweites Frühstück zu bringen, blieb, da man sie einlud, und schaute ihnen eine Weile bei der Arbeit zu. Vom dritten Morgen an blieb sie stundenlang, ging, kam wieder, half auch ... Saß man dann am Abend um den runden Tisch beisammen, unter der großen Hängelampe, Henriette wohl still über ein Buch gebeugt, so kämpften bald die jungen Leute am Schachbrett gegeneinander, — ein holder Anblick für Hellbachs Augen; oder sie schauten in dasselbe Buch, wenn Dramatisches laut gelesen ward, mit verteilten Rollen. Oder Lili sang, mit ihrer nicht großen, aber angenehmen Stimme, der Silberstimme, und Hugo begleitete; oder es setzte sich auch Hellbach selber ans Klavier, das er zwar seit den jungen Jahren nicht mehr oft berührt hatte, und Hugo und Lili sangen zusammen, ohne viel Kunst, einfache, volkstümliche Lieder; dem alten Afrikaner gingen sie aber warm ins Herz. Ihm schien, die beiden Stimmen paßten schön zusammen; so auch die feinen, schlanken Gestalten, Lilis liebes, weiches, Hugos vornehm kühnes, mutwillig treuherziges Gesicht. Aber auch die S e e l e n, dachte er, die G e i s t e r passen

gut zusammen. Und daß sie beide mich lieb haben, mich beide „Vater Robinson“ nennen, das trennt sie doch auch nicht. Ist auch keine Sünde. Wie ging' mein Leben gut aus, wenn ein paar so feine Gewächse durch mich, durch den alten Gärtner Robinson, schön in die Höhe und schön zusammenkämen … Magnus Friedeberg! Gönn' mir das. Gönn' deinem Sohn Henriettens Tochter. Verarg' mir die Heimlichkeit nicht! Leih' mir deinen Jungen noch ein wenig, weißt ja jetzt doch nichts mit ihm anzufangen; kriegst ihn ja wieder — und gewiß nicht schlechter. Was hilft's, er muß sich vor dir verstecken, damit ich ihn grad' biege. Verdenk' mir die Heimlichkeit nicht!

Wenn Lili wie wandelnder Sonnenschein durch das Haus dahinglitt — immer über ihr Glück staunend oder lächelnd, und dreifach glücklich: die Mutter wieder da, Robinson geblieben, Hugo ihr Kamerad — so war dem Gottfried Hellbach mitunter, als gehe Henriette wie Mondlicht durch die Räume; wie hinter leichtem Gewölk hervor, still und weich, nicht melancholisch, nicht heiter, dämmerig träumend, oft ein menschenfreundliches Leuchten im Aug', öfter noch ein zurückweichendes, schweigendes Geheimnis. Sie suchte es so durchzuführen, wie sie ihm ungefragt versprochen: ohne eigenen Willen zu leben; „was Sie bestimmen, das geschieht!“ Sie kam, wenn man rief; sie ging, wenn die andern gingen; war man still, so schwieg sie auch; ward gemeinsam gelesen, gesprochen, gespielt, so that sie ohne Widerstreben mit. Sprach Hellbach, ward er beredt, lebendig, lehrreich in Scherz

oder Ernst, so gingen ihre Augen zu ihm, hingen auch an ihm; sie suchte ihm das aber nicht zu zeigen, lieber zu verbergen. Es lag immer die Furcht auf ihr, ihn zu belästigen, ihm zur Qual zu sein; diese Furcht, ihre eigne Qual, drückte ihre noch schlanke Gestalt oft in sich zusammen, nahm ihr den Atem weg. Und doch konnte sie zuweilen still für sich lächeln, als sei doch etwas wunderbar Gutes über sie gekommen; als lebe sie ein neues Leben, eine Art von Märchen, wie sie noch keins gekannt. Sie nahm wohl in plötzlicher Leidenschaft Lili bei den Schultern und zog sie an ihre Brust; mit einer Inbrunst, als wollte sie sagen: „dich hab' ich mir durch ein unaussprechliches, unausdenkbares Opfer erkämpft! dich erkämpf' ich mir jeden Tag!"

Sonst ging sie still, geräuschlos dahin ... Es war schon eine Woche vergangen, noch hatten sie und Hellbach sich nicht allein gesehn. Sie waren wie zwei fremde Menschen, die ein Dritter verbunden hat; als Lilis Mutter schien er sie mit herzlicher Ehrerbietung zu behandeln, als Lilis Vater Robinson schaute sie ihn mit besonderer, mit dankbarer Achtung an. Oft aber, wenn sie ins Zimmer trat, überfiel ihn plötzlich, vielleicht mitten in einer heiteren Rede, einer Anekdote, ein schauerliches, entsetzliches Gefühl. Ihm war wie in einem Traum, den er einst geträumt: wo eine Leiche lebendig wurde und — obwohl noch immer Leiche — auf ihn zu, ihm nachging. Er hätte aufschreien mögen: „Das ist ein Gespenst! Da kommt mein früheres Leben, mein totes; es verfolgt mich,

da tritt es in mein Zimmer, will nicht von mir lassen. Ich bin schuld, ich hab's hereingerufen!" — Und wenn er auf die lachende, singende, holdselig strahlende Lili sah: deinen Sonnenschein, dachte er, den bezahl' ich teuer. Ich schmiede mich an eine Leiche an ... Doch aus der tiefen, schwarzen Nacht solcher Gedanken kam sein heiterer Heldenmut immer wieder an den „rosigen Tag", in die hohe Luft des Lebens herauf. Er ging seinen Weg. Er dankte seiner guten Mutter Natur, daß sie ihm den Uebersinn des Märtyrers gegeben und den Weltsinn des Heiden, und mit ihnen die Kraft, zu können, was „unmöglich" aussah.

Am Nachmittag des achten Tages dieser neuen „Aera", wie Frau Reiter das Zusammenleben der vier, an dem sie auf ihre Weise teilnahm, getauft hatte, — an diesem Nachmittag waren Hugo und Lili zum erstenmal lange allein; Hellbach war weder bei ihnen im Laboratorium, noch in seinem Wohnzimmer, er war ausgegangen. Lili, wie gewöhnlich in ihrem dunkelgrünen Kleid, das die junge Gestalt so schön umschloß, saß vor den ausgestopften Vögeln, deren entzückend farbenreiches Gefieder sie studierte; Hugo, in seinem Arbeitskittel — er hatte ihn eines Abends mitgebracht und hier gelassen — hantierte mit den fertigen Teilen seines Apparats, die er sich in einer Fabrik zusammengesucht hatte. Nachdem sie lange schön geschwiegen, schaute er plötzlich zu ihr hinüber: „Fräulein Lili!"

„Sie wünschen?"

„Ich hab' Sie schon immer fragen wollen, und

es stets vergessen. Hat Vater Robinson auch mit Ihnen nie davon gesprochen, wie und wo wir beide, Sie und ich, uns kennen gelernt haben? Hat er Sie nie gefragt?"

„Nein, er hat mich nicht gefragt," entgegnete Lili; „ich hab's ihm von selber gesagt: auf dem Maskenball."

„Und was hat er darauf geantwortet?"

„Nichts. Er hat mir nur in die Augen geguckt, die wären etwas blauer geworden; ich sollt' sie nur ja nicht mit Berliner Blau waschen; und ist fortgegangen."

Hugo lächelte. Er sann einige Augenblicke; senkte dann den Kopf, als kehrte er zu seiner Beschäftigung zurück. In dieser Stellung sagte er aber: „Darf ich Sie noch etwas fragen, Fräulein Lili?"

„Bitte! Fragen kann man ja alles; nicht?"

„Sie meinen, man bekommt nur nicht immer Antwort. Darauf will ich's versuchen. Sehn Sie, in diesem merkwürdigen Haus — ich meine dieses Robinsonsche Stockwerk; denn Doktor Robinson ist doch die Seele, die Zentralsonne davon —"

Lili nickte.

„Wo man sonst so ideal vernünftig lebt: jeder für sich und alle zusammen; jeder Tag voll Arbeit und jeder Abend ein Fest — hier versteh' ich nur eines nicht. Waren Sie heut schon draußen?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie werden wieder erst ausgehn, wenn es dunkel ist?"

„Ja; mit meiner Mutter."

„Halten Sie das für gesund, Fräulein Lili?"

Sie gab nicht gleich Antwort. — „Das weiß ich nicht," sagte sie dann lächelnd; „ich fühl' mich aber furchtbar gesund!"

„Ihre Mutter liebt es so?"

„Liebt es so? — Wahrscheinlich. Ich hab' noch nicht darüber nachgedacht. Wenn die Mutter sagt: gehn wir jetzt spazieren! na, dann trab' ich mit."

„Das ist ein schöner Beweis kindlicher Liebe; — Sie wundern sich aber doch auch darüber, ich hab's Ihnen vorhin angesehn, es huschte Ihnen übers Gesicht. — Manchmal denk' ich, daß Vater Robinson — —"

Er stockte.

„Was meinen Sie?" fragte Lili.

„Daß Vater Robinson das so liebt. Denn dieser Göttermann hat auch immer so seine Heimlichkeiten; — ich hab's ihm selber gesagt, daß er ein alter Geheimniskrämer ist. Und da auch er gewöhnlich erst am Abend ausgeht —"

„Früher nicht. — Seit Sie hier sind, ja."

„Ich versteh' es nicht! Ich kann mir nicht denken, was er damit bezweckt ..."

„Ich auch nicht," sagte Lili, etwas ungeduldig lächelnd; sie war aufgestanden. „Wissen Sie, dann machen Sie's lieber wie ich: Vater Robinson wird's wohl wissen! denk' ich. Er hat ja gewöhnlich Recht!"

„Das sagen Sie wohl, Fräulein Lili. Ich muß Ihnen aber offen gestehn — — Oder frag' ich schon zu viel? Soll ich lieber schweigen?"

„O nein!“ erwiderte sie mit einem leichten, flatternden Lächeln. „‚In der Robinson-Kneipe‘, sagt Vater Robinson, ‚fragt man sich alles und sagt man sich die Wahrheit; kann man sie nicht sagen, so hält man‘ — er braucht ein anderes Wort — ‚den Mund!‘“

„Also dann frag' ich noch. Ich war noch nie so glücklich wie hier, Fräulein Lili; manchmal wird mir aber so unheimlich — und wohl ebendrum. Es kommt mir vor, als sollt's nicht so bleiben! Ganze Kisten voll Sachen werden eingepackt; Bücher, alte Papiere, bald die Hälfte der Sammlungen. Vater Robinson ‚hält den Mund‘ und sagt nicht, warum. Ja, und wenn's das nur wäre; aber in der weiblichen Abteilung, scheint mir, geht es auch so zu! Da wird auch gepackt; da verschwinden Kisten. Neulich sagte die alte Hofdame von Stirnensiedel, Frau Reiter —“

„Ja, die redet viel!“ unterbrach ihn Lili. „Hören Sie doch nicht auf die alte Frau!“

„Sie wissen, auch ein altes Huhn findet einmal 'ne Perle. — Fräulein Lili! Was bedeutet das alles? Geht mir Vater Robinson fort? Gehn Sie mir fort? — Dann bleib' ich hier wie der Fisch im Sand. Dann ist's aus!“

Das Mädchen ward rot; langsam, aber immer stärker glühte es ihr in den Wangen auf. Sie vergaß eine Weile, zu antworten; an ihm vorbei sah sie in die Luft. „Ich kann's auch nicht sagen,“ erwiderte sie endlich mit sehr weicher Stimme. „Ich weiß nicht, was er will ... Früher war ich so kindisch neugierig;

das hat er mir abgewöhnt. Jetzt denk' ich grundsätzlich — aber ‚grundsätzlich' ist ein so gelehrtes Wort — jetzt denk' ich halt: er will's wohl noch nicht sagen; es kommt ja aber doch an den Tag!"

„Hm!" murmelte Hugo vor sich hin. Lili war näher gekommen, sie standen sich jetzt gegenüber, zwischen ihnen der lange Tisch mit Hellbachs Apparat. Eine nachdenkliche Unruhe wich langsam aus seinem Gesicht; eine andre, weichere schien zu erwachen und bewegte ihm zuweilen die Lippen. — „Sie können so himmlisch lieben!" sagte er plötzlich.

„Wie meinen Sie —? Ich versteh' nicht."

„Wie Sie den Vater Robinson lieben, mein' ich. — Gott sei Dank, ich bin nicht mehr eifersüchtig auf ihn; Sie wissen, aus meiner schmachvollen Zeit. Ich steh' Ihnen jetzt gleich, Fräulein Lili: ich lieb' ihn ebenso sehr wie Sie!"

„Ach, das können Sie ja nicht!" sagte Lili lächelnd.

„Ich glaub' doch. Ich bild' mir's ein. Es ist schon komisch, wie ich ihn mir in diesen acht Tagen angewöhnt hab'; — in acht Jahren wär' ich mit meinem Alten nicht so weit gekommen! — Aber still, ich will nicht mehr so lieblos von dem Alten reden; das ist auch noch aus der Lumpenzeit. — Gut, Sie sollen Recht haben: Geduld, bis Vater Robinson spricht! — — Das ist ein Seelenfischer, dacht' ich heute Morgen. Was ich dem verdanke ... Aber doch, für nichts dank' ich ihm so sehr, als daß er Ihnen damals, den ersten Abend, ausgeredet hat, wieder auf den Ball zu gehn!"

„Warum —?“ fragte sie tonlos, diesmal rasch errötet.

„O Gott! Fräulein Lili! Wenn Sie gekommen wären — ungewarnt — mit diesem treuherzigen — — Sie waren mir etwas gut, ich weiß es; ich will nicht vor Ihnen so thun, als hätt' ich's nicht gewußt. Sie waren mir etwas gut — ich verdient' es nicht. Ich wußte nicht, wer Sie waren; was für ein goldenes, edles, robinsonsches — — ich hätt' Sie ins Verderben stürzen können mit ruhigem Gewissen. Fräulein Lili! Wie graut mir jetzt! Ich muß es Ihnen sagen! Ich könnt' nicht mehr leben!“

Er stützte sich auf den Tisch; ihm zitterten die Arme. Seine großen Augen füllten sich mit Thränen; sie fielen aber nicht, blieben dort stehn.

Das Mädchen entgegnete nichts; sie schaute ihn nur an, Mitleid oder Freude oder Güte im Gesicht; mit seinen verschleierten Augen konnte er's nicht erkennen. „Ich könnt' nicht mehr leben,“ wiederholte er leiser. „Und wenn auch nur ein *Hauch*, ein *Fleck* auf Ihnen — — wenn Sie mich jetzt verachteten — haßten — wenn ich Ihnen nicht mehr so frei gegenüberstehn könnte, wie ich nun doch noch kann — weil *er* — — Vater Robinson! Wie dank' ich dir! Wie dank' ich dir!“

„Und *ich*!“ sagte sie leise. Auf einmal schlug sie sich dann die Hände vors Gesicht.

„Nein, Fräulein Lili,“ sagte er noch leiser. „Das müssen Sie nicht. Sie nicht! — Ich hab' Ihnen nur sagen wollen, daß das alles fort ist, daß ich nur mit

reinen, verehrenden Gedanken —— Vor Vater Robinson und vor Ihnen hab' ich grenzenlose Achtung. — Aber können Sie sich denken, wie mir nun zu Mut ist? Eines Tages sind Sie alle fort! Es kann ja doch sein. Es liegt so in der Luft; ich fürcht' es ... Sie werden blaß. O, wie thut mir das gut! — Warum mir das gut thut? Weil —— weil Ihr Apparat in Bewegung ist. Der Seelen-Apparat. Der schreibt nieder, was in der Seele —— Fräulein Lili! Ich hab' noch eine Frage. Können Sie noch eine hören?"

„Ich weiß nicht," antwortete sie, auf die Drähte der Maschine blickend.

„Ich will nur rein sachlich fragen — ganz wie ein Professor. Ich war auf einem falschen Weg, das ist Ihnen bekannt. Glauben Sie, daß ich jetzt auf dem rechten bin?"

Sie nickte, ohne aufzuschauen.

„Glauben Sie, daß das nicht nur so eine tugendhafte Laune ist? Glauben Sie, daß ich die Ausdauer haben werde, auf dem Weg zu bleiben?"

„Das sind schon zwei neue Fragen," sagte sie mit einem Schelmenlächeln, um ihr Gefühl dahinter zu verstecken.

Er suchte ebenso zu lächeln: „Antworten Sie! Der Professor fragt!"

Sie sah ihm nun tapfer und redlich ins Gesicht: „Ja. Ich glaub's."

„Daß wirklich die große Revolution in mir vorgegangen ist? Daß ich von Vater Robinson und — — und Ihnen nicht wieder abfalle?"

„Von Vater Robinson —“

„Und von Ihnen. Sie gehören mit dazu. Ich kann euch gar nicht mehr trennen, denk' euch immer zusammen. Und da ich bei allem an Vater Robinson denke — — Liebes Fräulein Lili. Ich wollt' Ihnen nur noch sagen ... Ja, was denn ...“

Das rosige Muttermal an ihrem Hals war ihm in die Augen gefallen, es erinnerte, verwirrte ihn, es riß ihn aus seinen Gedanken. Er starrte es wider Willen an. Lili bemerkte das; mit einer zögernden, jungfräulichen Bewegung wandte sie den Kopf, so daß er das Mal nicht mehr sehen konnte.

„Ja, ich wollt' Ihnen noch sagen,“ fing er wie befreit wieder an: „ich hab' mit kleinen und großen Dummheiten Zeit genug verloren; aber ich bin ja noch jung! Dreiundzwanzig Jahre. Mit dem neuen Semester werd' ich ein regelrechter Student; Vater Robinson sagt, er will mitstudieren. In zwei, drei Jahren bin ich fertig; denn wenn ich im Zug bin, geht's rasch. Dozent, Professor werden, ist jetzt mein Gedanke ... Glauben Sie, Fräulein Lili — die letzte Frage — daß ich nun von alledem nicht mehr lassen werde: von der Arbeit, von Ehr' und Pflicht, vom Vater Robinson — — und von Ihnen?“

Sie hatte wohl gedacht, das wird kommen; nun kam es doch wie ein Blitz und zuckte durch sie hin.

„Ohne Sie beide kann ich nicht mehr leben! — — Nein, das ist so ein Wort. Ohne ihn, wenn es sein muß, könnt' ich ja doch leben ... Wenn Sie mich nur anschauen wollten; — o, was für ein süßer Blick.

Weiter will ich nichts, als den Blick. Ich will ja nur, daß Sie an mich glauben, daß Sie mit mir hoffen. Wenn ich nicht aus Eitelkeit, aus Größenwahn den Blick falsch verstehe —"

Sie schüttelte den Kopf; mit einem so tiefen, holden Ernst in den Augen, daß ihm die Freude zum Herzen schoß, sein Gesicht erblaßte.

„O," seufzte er dann, „wie bin ich glücklich! — — Ich will ja nur die Zukunft, Lili. Mehr verdien' ich noch nicht. Hoffnung! — Wie dieser Tisch hier zwischen uns steht, so soll's bleiben, wenn Sie wollen — bis ich fertig bin. Sie haben mir erzählt, wie Doktor Robinson sich kasteien, entbehren kann, — so jetzt mit dem Schnupftabak, der sein Liebstes war. Ich will auch meinen Teil am Kasteien haben; bis zur Grausamkeit! — Und ich will auch keine Heimlichkeit. Wenn es Ihnen recht ist, so sag' ich's ihm: daß wir zwei zusammen auf die Zukunft hoffen; und auch Ihrer Mutter —"

Sie nickte. Sie sprach noch immer kein Wort. Es war auch nicht nötig.

„Lili!" sagte auch er nur noch, die Hände auf den Tisch gestützt. „Nur ein einziges Jawort — wenn Sie mir das auf die Lippen — — Ich meine nichts Gesprochenes. Einen einzigen Kuß!"

Sie lächelte mit ihrem tiefen Ernst; dann beugte sie sich langsam vor. Er neigte sich ihr entgegen; so berührten sich die Lippen endlich und vereinten sich in einem langen Kuß, während die Augen sich schlossen. Ihre Hände kamen nicht zusammen, sie blieben auf dem Tisch.

„Ewig!“ flüsterte sie dann.

Es war inzwischen dunkel geworden. Lili hörte die Mutter vom Gang her ihren Namen rufen; sie lief um den Tisch, an Hugo vorbei, und durch das Wohnzimmer hinaus.

II.

Etwa drei Stunden später kam Gottfried Hellbach nach Hause; er hatte wieder einmal draußen an der Donau seinen Frieden mit dem großen Unbekannten gesucht. Als er in die „Robinson-Kneipe" eintrat, in der die Hängelampe brannte, sah er die Vorhänge zum Arbeitszimmer geschlossen, es schien aber das Licht mehrerer Gasflammen hindurch. Den Hut noch auf dem Kopf, rief er: „Hugo! Sind Sie da?"

Die Vorhänge gingen auf, der Jüngling, noch in seinem Arbeitskittel, ward dazwischen sichtbar. „Bin hier," antwortete er. „Kommen Sie endlich wieder aus Haus?"

„Notwendige Gänge, Hugo; — die frische Luft that mir übrigens gut. Und Sie! Sie arbeiten noch?"

„Ich bin vorhin durch die Straßen gelaufen; jetzt studier' ich wieder ein bissel —"

„Sie übertreiben es!" rief Hellbach, mit einem Finger drohend. „Auf einmal werden die Nerven müde und streiken — und Hugo Friedeberg fällt wieder ab!"

„Nein, er fällt nicht ab," sagte Hugo, mit einem

geheimnisvollen Ausdruck lächelnd. „Jetzt fällt er gewiß nicht ab! — Ich les' übrigens eben nur in Ihren Schmökern; Mosso über die Ermüdung; Mossos Meß-Apparate. Zum Vergleich, wissen Sie —"

„Ja, ja. Ihr neuer Apparat, den Sie mir zum Tort erfinden, hat Sie rein behext!"

Hugo kam die Stufen herunter. Er lächelte unendlich vergnügt: „Armer Vater Robinson! Ich weiß, was Sie leiden: aus Eifersucht auf mein Meisterwerk spielen Sie heimlich in allen Farben —"

„Ja, ich sterbe vor Neid!"

Auf einmal saß Hugo auf der untersten Stufe; die innere Lust und Seligkeit riß ihm die Glieder herum. „Haben Sie Fräulein Lili schon gesehn?" fragte er, weil er es nicht ganz unterlassen konnte, ein Wort von Lili zu reden.

„Einen Augenblick an ihrer Thür," erwiderte Hellbach. „Sie sind auch vom Spaziergang zurück."

„Vom Spaziergang zurück ..."

Hugo wiederholte die Worte noch einmal. Er blickte Hellbach wie fragend an. Unentschlossen setzte er dann hinzu: „Ich hatte mir aber vorgenommen, Sie nicht danach zu fragen —"

„Sie thun 's aber doch!"

„Ich will Ihnen nur sagen — damit ich meinerseits vor Ihnen kein Geheimnis habe —: ich bin vielleicht vorwitzig gewesen, hab' Fräulein Lili gefragt, warum sie und die Mutter immer nur im Dunkeln ausgehn, wie die Fledermäuse oder wie die Uebelthäter."

Hellbach erwiderte ruhig: „Und was hat Ihnen Lili geantwortet?"

„Nicht viel. Sie weiß es nicht. Sie fühlt sich dabei furchtbar gesund!"

„Das ist ja die Hauptsache, Hugo. — Gönnen Sie ihr das nicht?"

„Ich! O Gott! — Aber obgleich ich hier so vergnügt wie ein junger Gott auf Ihrer Stufe sitze — lassen Sie mich doch eine Bemerkung machen, Vater Robinson ... Es geht mir immer im Kopf herum. Ich werd's sonst nicht los!"

„Das ist ungesund," sagte Hellbach, der sich in einen Lehnstuhl warf. „Also gut, werden Sie's los!"

„Ich hab' mir schon neulich erlaubt, Ihnen zu sagen: es macht Ihnen offenbar einen besonderen Spaß, hinter einer Batterie von Geheimnissen zu leben. Das erste, als ich hier einrückte, war: ‚es ist besser, Sie nennen sich hier nicht Friedeberg; geben Sie sich einen andern Namen!' Gut, das hab' ich auf Verlangen gethan; was liegt mir daran; und für Sie thu' ich alles. Dann darf jetzt gar keine Zeitung in die Wohnung, scheint mir; wenigstens bekommen die Damen keine; gestern sagte Frau von Bruck so ein Wort, daraus merkt' ich es. Aber das ist Nebensache ... Warum wollen Sie heimlich fort?"

„Ich will fort?" fragte Hellbach, nachdem er sich vor Ueberraschung auf seinem Stuhl bewegt hatte, als wollt' er aufstehn. Er blieb aber sitzen.

„Ja; was wollen Sie sonst? Nach und nach verschwinden Ihre Sachen; wie wenn man einer Zwiebel

eine Haut nach der andern abzieht. Und wie mir scheint, sollen auch Frau von Bruck und ihre Tochter mit fort ... Ja, ja! Ich hab' Augen!"

Armer Junge, dachte Hellbach. Wegen Lili fragt er! — „Verzeihen Sie mir," sagte er herzlich. „Ja, Sie haben wohl Recht: ich bin ein alter Geheimniskrämer. Auf meinen Reisen unter den wilden Völkern hab' ich mir das wohl angewöhnt! — Aber eine gewisse Absicht — und zwar eine gute — wär' wohl auch dabei. Lieber, guter Junge, haben Sie noch ein paar Tage Geduld; dann wird alles klar werden" — er lächelte — „wie Ihre Erfindung da, Ihr Apparat!"

„Geduld! Und plötzlich, über Nacht, ziehen Sie mir von dannen —"

„Nein, heimlich nicht; ich geb' Ihnen mein Wort! — — Da Sie aber von Geheimnissen sprechen: Sie fingen ja eigentlich damit an. Sie schrieben Ihrem Vater: ich muß verreisen; blieben aber hier."

„Und ich fragte Sie um Ihre Meinung, und Sie stimmten mir zu!"

„Nu ja," sagte Hellbach, mit den Schachfiguren auf dem runden Tisch spielend; „weil ich dachte: erst soll der Junge hier warm werden — wieder arbeiten lernen, mein' ich — eh der theoretische Eisenkopf, der Vater, uns dazwischenfährt! — Aber nun sind acht Tage herum, statt drei oder vier. Er wird nicht gerade das Schönste und Gemütlichste von Ihnen denken... Und er will bald wieder fort —"

„Er war inzwischen selber verreist, zweimal,"

warf Hugo dazwischen. „Ich hab's im Kaffeehaus in den Zeitungen gelesen."

„Schön! Desto besser! — Aber er will bald fort. Der verlorene Sohn muß doch endlich — — Haben Sie ihn schon gesehn?"

Hugo schüttelte den Kopf. „Ich bin noch ‚verreist'!"

„Hm!"

„Ein schlechter Sohn, wollen Sie wohl sagen. Lieber, einziger Vater Robinson, sagen Sie das noch nicht! — Ich will nicht übel von ihm reden, er ist mein Vater; aber Sie haben ihn ja gekannt, den ‚Spartaner'. Wenn ich jetzt zu ihm komme, was soll ich ihm sagen? Dieses neue Leben hier, das ich mit Ihnen führe — all dies Gären und Werden, das noch unaussprechlich ist — Sie verstehn es, Sie sehn mir ins Herz — er nicht. Ich bin jetzt wie 'ne Blütendolde vom Wasserschierling, die noch in ihrem großen Sack steckt; sie ist fast schon fertig, die vielen kleinen Blütenzweige, alles — aber bis sie reif ist, versteckt sie sich. So möcht' ich mich vor seinem strengen, ehernen Gesicht verstecken, bis ich den ganzen Blütensegen frei vor ihm aufschlagen kann!"

„Ja, ja. Lieber Junge. Aber —"

Hugo war aufgestanden. Es wollte aus ihm heraus, was er diesen Nachmittag erlebt, an neuem Blütensegen gewonnen hatte. Vor Hellbachs Vatergesicht hätte er sein Herz so gern aufgethan ... Er hielt aber noch zurück. „Vielleicht morgen," sagte er einstweilen nur. „Morgen oder übermorgen zeig' ich mich dem Alten!"

„Wie Sie meinen, Hugo. — In Ihre Wohnung hat er nicht geschickt?"

„Nein. Weder Briefe noch Menschen."

„Und Sie blieben glücklich hinter Ihrer Wolke? Wenn Sie kamen und gingen, hat Sie niemand gesehn?"

Hugo, der vor innerer Ruhelosigkeit umherging, stand still. „Bis heut abend niemand," sagte er, halb verlegen lächelnd.

„Heut abend? — Wer?"

„Hier draußen in der Vorstadt kam mir plötzlich, ganz unerwartet, Elsner in den Weg; sein Faktotum, sein Sekretär —"

„Ihres Vaters —?"

„Ja. Sie haben ihn damals gesehn. Ich war vorschriftsmäßig in meinen Mantel gewickelt, und ich blickte weg, als säh' ich was. Mir war dann aber doch, als hätt' er mich erkannt; er schien mir zu folgen —"

„Bis hierher?"

„Ich weiß nicht," sagte Hugo achselzuckend. „Durch mehrere Straßen, ja; ob ganz bis hierher —?"

Hellbach stand beunruhigt auf. „Schien Ihnen zu folgen ..."

Er ging durch das Zimmer. Teufel, dachte er, wenn Magnus Friedebergs Tugendpriestergesicht unversehens da in der Thür erschiene — und vor seiner Schwester und Lili stünde ... Ja, wären wir nur erst fort! — Er verließ die Thür und ging zurück; nun sah er den leichtfüßigen Hugo, der diese Sorge schon

von sich abgeschüttelt hatte, die Stufen wieder hinaufspringen. Er mußte lächeln, schüttelte aber den Kopf. „Sie nehmen's leicht, wie mir scheint?“

„Ah bah!“ entgegnete Hugo, seinen noch aufblühenden Schnurrbart streichend. „Soll ich mir schwarze Sorgen machen um einen Sekretär?“ — Er lächelte vor Glück: „Ich hab's heut nicht nötig!“

„Warum heute nicht?“

„Er muß mich ja nicht erkannt haben, alter Afrikaner!“ — Hugo nannte den Vater Robinson, den hochverehrten, sonst nicht mehr so; jetzt im Uebermut der Freude that er's. — „Und wenn auch! Und wenn auch! Komm' ich nicht morgen oder übermorgen und sag' meinem Vater: es war so und so, und ist so und so!? Lassen Sie mich jetzt noch ein paar Minuten bei Mosso!“

Er griff an die Thür, um die Vorhänge zuzuziehen.

„Noch arbeiten?“

Hugo nickte.

Hellbach lächelte heimlich; „Mann, zu scharf, zu hitzig!“ sagte er dann mit seinem ernsten Gesicht. „Ueberhaupt — Euer Wohlgeboren leben hier zu eintönig; waren's so gar viel bunter gewohnt. Immer nur Arbeit und Familie. Sie sollten jetzt einmal mit mir auf ein Wirtshaus lossteuern, uns dort aufzufrischen —“

„Nichts da!“ rief Hugo und schüttelte seinen Arm in der Luft. „Der Versucher wird ausgelacht. Dieses Wirtshaus ‚zum Apparat‘ ist mein liebstes

Wirtshaus. Wenn Sie nicht die Absicht haben, mir die Gastfreundschaft aufzukündigen —"

„Hansnarr!" sagte Hellbach mit seinem gemütlichsten Baß.

Hugo verneigte sich: „Sie sind mir gut. Ich seh' es aus dieser herzlichen Beschimpfung. Also wir bleiben hier! Nach dem Nachtmahl spielen wir wieder Schach, oder lesen Goethe; und dann — — Aber dann ist d a n n. Jetzt vergönnen Sie mir noch eine Viertelstunde!"

„I c h störe Sie nicht!" rief Hellbach. Der Jüngling verschwand hinter den Vorhängen, die er geschlossen hatte. Es könnt' noch damit enden, dachte Hellbach mit einem herzerquickenden Behagen, daß dieses Unkraut da m i c h zur Arbeit und zur Tugend ermahnt!

III.

Frau Reiter kam den Gang entlang, ihre schleifenden Schritte waren nicht zu verkennen; sie klopfte und trat ein. Wie gewöhnlich atemlos, keuchte sie: „Guten Abend, Herr Professor. Das war einmal was Großes — was Erbauliches — davon muß man reden! — Wenn ich nicht als Störung — —“

„Sie sehn, ich thu' nichts,“ antwortete Hellbach. „Ruhen Sie aber erst aus, Sie haben keinen Atem. Im Lehnstuhl! Und geben Sie mir Hut und Tuch!“

„Meinen ergebensten Dank,“ sagte die Alte, sich niederlassend; „wie aufmerksam. — Ja, hoch, hoch; die drei steilen Treppen — für 'ne alte Frau. Aber zu Herzen ist's gegangen! Schön war's! Ach du meine Güte!“

„Gewiß war es schön, wenn es 'ne Frau wie Sie verlocken konnte, so in die Nacht hinauszugehn und den Frieden des Hauses zu verlassen. Und was war denn schön?“

„Vierhundert Fackeln,“ stieß die Alte hervor, worauf sie wieder tief Atem holte. „Das heißt, so

meinte die dicke Frau Schubert; ich sag', es waren viel, viel mehr! Wie will die Frau das schätzen, Herr Professor; sie ist ja halb blind. Fünf, sechshundert Fackeln, oder noch viel mehr! Und sie kamen und sangen dann, schöne, feierliche Lieder; vor seinem Hotel alle aufmarschiert, mit Fahnen und was weiß ich. Man konnt' ja nichts sehn! Aber dann schauten sie alle hinauf zu einem Balkon, an dem rotglühenden Hotel; rot von all den Fackeln, mein' ich. Und wir schauten auch hin, die dicke Schubert und ich; und durch den Dampf — — Das sollt' doch nicht sein, Herr Professor, daß die Fackeln so dampfen; in unserer hochgebildeten Zeit, wo sie alle Tage was neues erfinden —"

„Ich werd' mich auf die Sache werfen, Frau Reiter. Aber erzählen Sie!"

„Also durch den Dampf konnten wir ihn doch sehn; da stand er auf dem Balkon; lieber Gott, so ein kleiner Mann! Und doch schon ein bissel dick, recht dick; das heißt, aus der Frau Schubert kann man zwei solche machen; aber recht rundlich ist er; Embonpoint, was man sagt. Und er mußte sein Haupt entblößen, sein ehrwürdiges Haupt —"

„Wer, wenn ich fragen darf?" fiel ihr Hellbach endlich ins Wort. Zwischen den Vorhängen des Arbeitszimmers zeigte sich Hugos Kopf; die hohe, so gern etwas klagende Stimme der Alten hatte ihn aufgestört.

„Nu, der, für den sie das alles machten, der Gefeierte; der ‚Wohlthäter der Menschheit', wie die mit den Fackeln sangen; der herrliche Mann, der bald

wieder fort will, wie die Leute sagten, weil halt die Menschheit so groß ist, Herr Professor, und überall giebt's ja was zu helfen! Der ‚selbstlose Menschenfreund', wie dann der Anführer da unten in seiner Rede sagte — hab' nicht viel verstanden, die Schubert auch nicht — der große Herr Magnus Friedeberg —"

„Mein Va —!" rief Hugo unwillkürlich, in seiner Ueberraschung. Dann besann er sich noch und schwieg.

Frau Reiter schaute und horchte auf; Hellbach fuhr geschwind statt Hugos fort: „Mein Vaterland preist ihn, ja; und ich preis' ihn mit! — Von dem großen Mann haben wir ja auch gehört. Hatt' nur ganz vergessen, daß der Fackelzug heute sein sollte. Er hatt' ihn sich auch verbeten, wie in den Zeitungen stand —"

„Ja," sagte die Alte eifrig, mit ihrem begeisterten kleinen Arm durch die Luft fahrend, „aber sie gaben nicht nach!"

„Und jetzt ist's schon aus? Sie sind schon zurück?"

„Er hat's so früh gewollt oder garnicht, sagten ja die Leute. So ein kleiner Mann — aber der hat seinen Willen, das sieht man; so ein großer Kopf; wie 'n General! — Er hat ja auch nicht reden wollen, als der Andre fertig war und sie geschrieen und Tusch geblasen hatten; aber da schrieen sie wieder und riefen und schwenkten die Hüte, und er mußte endlich, denn sie gaben nicht nach! Und Seine Exzellenz, oder was er ist, sprach dann etwas, — so hielt er die Hand; und wir haben kein Wort verstanden, leider; und wir

schrieen Hoch! Die Schubert und ich mit, dreimal Hoch! — Denn es kam so über mich, daß ich mitschrie, Herr von Robinson —"

„Wer wird sich da wundern, Frau Reiter!" tröstete Hellbach sie, da sie mit einem schamhaften Blick zu ihm emporsah.

Durch ihre eigene Schilderung ergriffen, weinerlich geworden, fuhr sie mit allmählich brechender Stimme fort: „Denn es rührte mich! Wen soll das nicht rühren; da hätt' man ja wohl kein Herz in der Brust. Der ‚selbstlose Menschenfreund' ... Und wenn so ein Mann, so ein kleiner Mann — der für die große Menschheit — —"

Ihr vergingen die Worte, dafür kamen die Thränen; sie begann zu schluchzen.

Hellbach legte sanft einen Arm auf ihre zitternde Schulter: „Ihre Gefühle sind uns heilig, trefflichste Frau Reiter; aber weinen Sie sich, bitte, hurtig aus, denn die Damen kommen!" — Er hörte die leichten Schritte auf dem Gang; ihm fuhr durch den Kopf: wenn Henriette jetzt durch das alte Kind von Magnus Friedeberg hört! Es würd' ihre Nerven erschrecken; wozu. Hatt' ihr die Zeitungen bis heut so gut vorenthalten ...

Mutter und Tochter traten ein; die Zeit der Robinson-Kneipe war gekommen. Henriette, etwas blaß, ein leichtes Tuch auf den Schultern, erschien heute neben der langen Tochter fast klein, sie ging in sich zusammengesunken, schüchtern, man konnte sagen mädchenhaft; eine besonders weiche Stimmung lag auf

ihrem Gesicht. Sie grüßte in ihrer verhaltenen Art, wünschte guten Abend; jetzt sah sie Frau Reiters nasse Augen, obwohl Hellbach die Alte zu verdecken suchte. „Was giebt's?" fragte sie.

„Gnädige Frau haben viel versäumt," sagte Frau Reiter, hinter Hellbachs lästigem, breitem Rücken hervortretend; „so was spricht zum Herzen! Der großartige Fackelzug —"

„Was für ein Fackelzug?" fragte Henriette.

Hellbach fiel rasch ein: „Nu, so ein Fackelzug; nichts, was Sie interessiert! — Für große Schenkungen, Stiftungen —"

„Ein Wohlthäter der Menschheit," fing die Alte wieder an.

„Ja, ein Wohlthäter der Menschheit!" nahm Hellbach wieder das Wort. „Und wie wird's heute abend, meine verehrte Frau Reiter? Haben Sie wieder die Güte, mir vor dem Zubettgehen ein Glas von Ihrem wunderbaren Trank zu mischen, der so guten Schlaf macht? Ich verpflichte mich, dann von Ihnen zu träumen; und wie!"

Frau Reiter verzog die Lippen ein wenig: „Immer so eine kleine Satire, Herr Professor; — aber ich nehm's nicht übel, Gott sei Dank, ich bin nicht empfindlich! — Mit meinem Trank immer gern bereit; es wär' nur eigentlich zu wünschen, Sie brauchten ihn nicht. Arbeiten zu viel, der Herr Professor. Das war auch ein goldenes Wort von meinem seligen Regierungsrat — er hatte viel solche goldene Worte —: ‚Alles mit Maß, und nichts übertreiben!'"

Jetzt sind wir von dem Fackelzug weg, dachte Hellbach. Henriette ging langsam durchs Zimmer; „ah!“ sagte sie, „hier ist's warm! Bei mir hab' ich so gefroren, — trotz des warmen Ofens; ich weiß nicht, woher das kam. Hier ist's gut!“ Sie schob das Tuch von ihren Schultern zurück; dabei fiel es ganz herunter, zu Boden, ohne daß sie's merkte. Lili bückte sich, um es aufzuheben, mit ihrem gewohnten mütterlichen Lächeln; Hugo trat geschwind hinzu, um ihr zuvorzukommen. So berührten sich ihre Hände. Verstohlen drückten sie sich; die Augen trafen sich in einem innigen Blick. Dann trennten sich die beiden wieder; Hugo hatte das Tuch.

Ah! dachte Hellbach, der diese flüchtige Bewegung beobachtet hatte; mir scheint, sie sind schon einig. — Amen!

Henriette hatte wohl ein Geräusch hinter sich gehört; sie wandte den Kopf und sah, daß Hugo ihr Tuch zu einem Stuhl trug und dort niederlegte. „O, ich danke Ihnen,“ sagte sie mit einem flüchtigen, ahnungslosen Blick auf den Neffen, dessen Gesicht ihr so fremd geworden war, wie ihm das ihre. „Immer noch zerstreut, und immer noch ungeschickt!“ — Sie lächelte mit gutem Willen zur Heiterkeit, indem sie zu Hellbach zurücksah: „Obgleich ich mich doch bemühe, mich wie Lili zu bessern!“

Die Alte und das Mädchen deckten den Tisch; man aß hier, diese große Stube war Salon, Speisezimmer und „Kneipe“ zugleich. Vom Fenster her fragte Henriette, heute besonders verbindlich: „Liebe, gute

Frau Reiter, wollen Sie so gut sein, mir wieder den Thee zu machen? Niemand kann das so wie Sie."

Die bleichen Wangen der Alten röteten sich vor Vergnügen; „da muß ich deprezieren," sagte sie, „meine Gnädige; so hoch stell' ich mich nicht!" — Ja, die ästimiert mich, dachte sie, während sie die Flaschen und die Gläser brachte. Dagegen der Herr von Robinson — — Na, „meine verehrte Frau Reiter" hat er doch gesagt. Ich erzieh' ihn mir doch so nach und nach, meinen Herrn Professor. Spaß mag sein, hab' nichts dagegen, aber mit Achtung und Aestimation!

IV.

Das Nachtmahl der „Familie" war vorüber, wieder abgeräumt; nur die Gläser und der Wein blieben auf dem Tisch. Frau Reiter sagte gute Nacht; seit Henriettens Heimkehr hatte sie mit sich abgemacht, daß es ihr nicht mehr zukomme, die Hausfrau zu spielen, die sie bis dahin vorgestellt hatte, und eine geringere Rolle im „Salon" wünschte sie sich nicht. So war sie geschwind, wenn auch mit Entsagung, zu einer neuen Gewohnheit übergegangen: nach dem Abendessen zog sie sich zurück, um allein in ihrem Zimmer bei der Studierlampe des seligen Regierungsrats zu sitzen und in ihren alten Papieren, Briefen, Bildern und Erinnerungen schwermütig zu schwelgen.

Lili, die neben Hellbach saß, eine ungewohnte Glut auf den Wangen, obwohl sie noch keinen Tropfen getrunken hatte, flüsterte ihm zu: „Der Kapwein, Vater Robinson."

„Ja, richtig!" rief nun Hellbach aus. „Den vergess' ich immer von neuem! Kommen Sie, Hugo, lassen Sie jetzt die Singnoten liegen; wir müssen ja

endlich diesen Kapwein trinken, den ich Ihnen damals — wissen Sie noch? — bei unsrer ersten Unterhaltung versprach. Sie lächeln; er existiert aber wirklich; es ist keine Fabel. Echter Constanzia, weißer; meine letzten Flaschen. Lili hat heut nachgeholfen; vor dem Essen — Sie haben's nicht bemerkt — hat mir das Mädel ins Ohr gesagt: ‚ich glaub', heut wär' ein Tag für Constanzia!' Ich natürlich einverstanden; wenn so ein Mädel was will! Sie hat auch den Wein schon heraufgeschleppt. Lili, haben Sie die Güte, stellen Sie ihn auf den Tisch. Ja, ja — meine Kaplands-Jahre ... Die Tafelbai ..."

Er reckte die Arme, ihm kamen die Erinnerungen. Jetzt fiel ihm Henriettens blasses Gesicht — heute ganz Matronengesicht, aber voll sanfter Stille — in die Augen. Es gab ihm einen plötzlichen Ruck; er sah sich wieder in der Tafelbai, am Meer, auf und nieder gehn, von den Gedanken an die entflohene, verlorene Frau, an sein unsinnig verpfuschtes Leben beinahe in die Erde gedrückt. Jetzt saß sie ihm hier gegenüber, an seinem Tisch; ihre Tochter holte eben, leise singend, seinen letzten Kapwein ... Verrückt kam es ihm vor, das Leben. Ein sonderbarer, langer Traum. Die Arme sanken ihm wieder unter den Tisch. Eine noch viel ältere Erinnerung stieg in seinem Kopf wie eine Sumpfblase auf: wie ihn als Kind seine Mutter einmal bei Sturm und Regen die Dorfstraße hinuntertrug, er mit in ihren Mantel gehüllt. Das kleine Dorf, er liebte es sehr, er fand's wunderschön; aber jetzt, auf der Mutter Arm, sah er sehn-

suchtsvoll nach den fernen blauen Bergen, auf denen die Sonne lag. Ei, da muß es schön sein, dacht' er; und dann erst dahinter — und immer weiter dahinter! — Und er ahnte nicht, daß dahinter auf ihn so viel Leiden warten. Und als er eben erwachsen war, richtig! geschwind wie ein Schmetterling über die blauen Berge hinüber, auf die Leiden zu; und immer über neue Berge, und zu neuen Leiden. Und rund um die Erde fort. Und nichts war so, wie es von ferne aussah, und nichts blieb so, wie es war; aus Glück ward Elend, und aus Elend ward auch wieder Glück ...

„Da steht nun der Kapwein vor Ihnen," sagte Lili, „und Sie sehn ihn nicht. Wo waren Sie eben, Vater Robinson?"

„Im großen Traum," antwortete er. Schnell in seine Kneipe zurückgekehrt, nahm er ein Glas und stellte es kräftig nieder: „Nun, Sie lange Hebe, so schenken Sie ein! Probieren wir, ob er noch so geistig und süß und gewürzig ist. Nicht von Falso oder aus der Tafelbai, Hugo, sondern wirklicher Constanzia! — Ich hatt' mir gedacht, wir thun dabei was Besonderes ... Was war's doch? — Jetzt fällt mir's ein. Schachspiel zu Zweien, das paßt nicht zu so 'nem Wein, das ist ungesellig; aber eine Partie zu Vieren könnten wir heut spielen. Und bei Kapwein und — —"

Er bewegte unruhig die Finger und suchte auf dem Tisch, ohne es zu wissen. Noch wie träumend wiederholte er, weitertastend: „Und bei Kapwein und — —"

„Was suchen Sie?" fragte Lili. Nun erriet sie es. „Ah!" rief sie und lachte. „Den Schnupftabak! Die Dose! — Armer Vater Robinson!"

„Schlange!" sagte er, mit aufleuchtenden, erwachenden Augen. „Ja, Sie haben Recht. Den sucht' ich und wußt' es nicht."

Lili lächelte ihn süß mitleidig an. „Wie Sie seit acht Tagen kämpfen, armer Märtyrer —"

„Aber Sie zweifeln doch nicht an meinem Sieg."

„Nein; Sie sind ein Held!"

„Hören Sie?" sagte Hellbach zu Hugo hinüber, der bei jedem Wort, das Lili sprach, in heimlichem Wohlgefühl strahlte. „Wie gut, wie tröstlich das klingt, wenn so 'ne liebliche Mädchenstimme schmeichelt: Nein, Sie sind ein Held!"

Wie glücklich er ist, dachte Henriette, auf ihre Häkelei niederblickend.

Hellbach trank und schmeckte; ein sehr zufriedenes „Hm!" kam aus der angefeuchteten Kehle. „Immer noch ein ‚ganz besonderer Saft'! Ein hochedles Getränk! — — Aber wie ich schon sagte: zu Vieren. Eine Schachpartie mit Kriegsrat, Zwei gegen Zwei! Lili sagt mir heut, Sie sollen am Schachbrett stark sein —"

Er wandte sich zu Henriette, der ein Anflug von Farbe in die Wangen stieg.

„Ach," erwiderte sie, „was weiß die Lili! Vor vier, fünf Jahren hat sie mich am Schachbrett gesehn, da war sie noch ein Kind."

„Aber Sie spielen doch!"

„Wenn jemand mit mir spielen mag, ja."

„Aber wie reden Sie," sagte Hellbach sanft. „Wer sollte denn nicht gern mit Ihnen spielen ... Wenn aber Lili nichts sagt, so erfahren wir gar nicht, daß Sie auch dazu gehören, und spielen so ohne Sie fort!"

„Ich gehöre ja nicht dazu," murmelte sie vor sich hin.

„Aber Mutter —!" rief Lili, die allein verstanden hatte, was Henriette sagte.

Auf diesen verwunderten Ausruf nahm sich die Mutter zusammen; das Rot auf ihren Wangen ward stärker als vorhin. „Ich meinte nur," sagte sie zu Hellbach hinüber, um sich zu verbessern: „Sie drei, Sie spielten so gern. Und ich sah gern zu!"

„Das ist der Heroismus der weiblichen Güte," entgegnete Hellbach. „Den wollen wir nun aber nicht mehr — wenn Sie erlauben. Also bitte, das Schachbrett, Lili. Und wenn die Familie einverstanden ist, so losen wir, welche Paare zunächst gegeneinander kämpfen; und dann auf in die Doppelschlacht!"

Lili stellte das Schachbrett und das schöne Kästchen mit den Figuren auf den Tisch; in diesem Augenblick stand aber Hugo auf, ihr einen verstohlenen Blick zuwerfend. „Nein," sagte er, „so geht's nicht! — Vater Robinson, hören Sie mich an. Die Brust ist zu voll. Hören Sie mich an, gnädige Frau!"

„Wovon ist die Brust zu voll?" fragte Hellbach, als ahnte er nichts.

Hugo sah zu Lili hinüber, die sich mit einer hastigen Bewegung wieder setzte: „Nicht wahr, Sie wollen

nicht, daß ich länger schweige, Fräulein Lili?" — Sie legte sich eine Hand vor die Augen, schüttelte aber den Kopf. — „Begreifen Sie mich doch ohne Worte, Vater Robinson! Ich — hab' noch nicht wie ein Mann gelebt. Thöricht hab' ich gelebt. Und in all meinen Thorheiten würd' ich auch noch leben, wären Sie nicht gekommen — in einem gefährlich kritischen Augenblick — wie durch eine Schickung — Sie, für den ich kein Wort, keinen Namen habe: Helfer — Meister — Retter — — die Worte sagen es nicht. Denn in Ihrem ganzen Wesen steckt's, in Ihren Augen, in Ihren Schultern, was weiß ich — so wie Sie da jetzt sitzen und mich anschauen und lächeln — kurz, daß man Sie so lieben muß. Sie sind über mich gekommen, wie die frische Flut über ein verirrtes Meergeschöpf, das im Sand lag; ich schwimme wieder — ich lebe wieder — und wie ich Sie dafür liebe, Vater Robinson, sag' ich Ihnen nicht!"

„Dann lassen Sie's," sagte Hellbach heiter; es blitzte ihm nun aber doch feucht aus den blauen Augen. „Wollen Sie auf meine Gesundheit trinken? Das nehm' ich ja an; aber dann füllen Sie erst Ihr leeres Glas!"

„Vielleicht später," erwiderte Hugo; „bitte, schauen Sie erst Lili an. Ja, ich sage ‚Lili' ... Lili hat Ihnen geholfen, Meister. Die haben Sie nicht umsonst zu Ihrer ‚Tochter' gemacht; wenn Sie alter Sokrates irgend einen verlotterten jungen Mann für die Tugend einfangen wollen, dann lassen Sie das Fräulein Tochter über seinen Weg gehn — oder als Wahr-

zeichen der Robinson-Kneipe aus dem Fenster gucken — und wie von acht Pferden gezogen kommt der junge Mann. Verzeihen Sie, gnädige Frau: ich rede da wohl dummes Zeug — unpassend — das kommt, weil ich so glücklich bin. Lili glaubt an mich! Lili traut mir zu, Vater Robinson — heut nachmittag haben wir das mit einander abgemacht — daß ich nun weder von Ihnen lassen werde, noch von meinem Beruf, noch von ihr. Und weil sie mich lieb hat — ja, ja, schauen Sie hin, sehen Sie ihre Augen; sie nickt auch; und wie nickt sie — und weil ich sie von Herzen liebe: lassen Sie mir Lili, Vater Robinson! und Sie, gnädige Frau. Nur als Verheißung, als Hoffnung! Ich bin noch nicht lang' auf dem neuen Weg; aber glauben Sie mir, ich bin einer von denen, die schnell fallen und noch schneller steigen; und so wahr ich lebe, wenn Lili auf dem Gipfel steht, so komm' ich hinauf!"

Hellbach schaute den Jüngling an, dann in sein Glas; eine starke Rührung hatte ihn ergriffen, er lächelte sie sich erst eine Weile weg, eh er sprach. „Kann wohl sein, Hugo," sagte er dann, zu dem noch immer Stehenden wieder aufschauend. „Kann ja wohl sein. Aber warum reden Sie so viel zu mir, statt zu dieser Dame. Das ist die Mutter. Die hat also das Wort!"

Ueberrascht, nicht viel anders, als wenn eine Gestalt aus der Erde aufstiege, sah er jetzt Henriette sich erheben, blaß und feierlich. Alle sahen das mit Staunen an. Sie stand da, wie zu irgend einer

ernsten Handlung berufen; dieses Feierliche erinnerte fast an die Art der geistig Kranken, aus deren Gesellschaft sie heimgekommen war. Dennoch klang es nicht fremd, sondern in seinem tiefen Ernst doch natürlich, als sie zu Hugo gewendet sagte: „Glauben Sie ihm nicht. Was — Vater Robinson für seine Lili wünscht, das wünsch' auch ich. Mehr als er kann ich mein Kind nicht lieben, noch behüten. Also fragen Sie ihn! Er hat das Wort!"

Hellbach betrachtete Henriette erschüttert; sie vermied es, ihn anzusehn. „Wie Sie wünschen, gnädige Frau," sagte er endlich, da er die Augen der jungen Leute so erwartend auf sich gerichtet fühlte. „Sie sagen da etwas — Ungewöhnliches, Ueberraschendes; ich, der ich dem Mädchen doch ein Fremder bin — — aber wie Sie wünschen! Liebe zu Ihrem Kind, die hätt' ich genug. Als junger, unerfahrener Mensch konnt' ich mir's nicht denken, daß man die Kinder anderer Leute so lieben könnte wie eigene; jetzt weiß ich, daß es da keine Grenze giebt, daß man Kinder lieben kann, die — —"

Er brach ab, über sich erschrocken, daß ihn die Worte so weit geführt hatten. Er sah Henriette ein wenig schwanken; doch sie faßte sich. „Lieber guter Junge!" sprach er geschwind zu Hugo hinüber, um von diesem Abgrund hinwegzukommen. „Wenn ich also reden soll, so sag' ich Ihnen: ich hab' in Sie hinuntergesehn, glaub' ich; da ist fester Grund. Auf den bau' ich, Hugo. Es soll aber Ihr gottgesegneter Geist von diesem festen Grund in die Höhe steigen —"

„Ja, bei Gott, das soll er!" sagte Hugo, so tiefen Ernst im Gesicht, wie vorhin die Mutter.

„Lassen Sie denn also noch — wie Sie selber sagten — unsre Lili wie eine Verheißung auf der Höhe stehn; da mag sie Ihnen so von Zeit zu Zeit mit dem Kranze winken, den sie einmal tragen soll, wenn der Hochzeitstag euch beide als euer Erntetag grüßt . . ."

Er blickte fragend auf Henriette. Sie nickte. Lili war aufgestanden, fiel ihr um den Hals: „Mutter! Liebe Mutter!"

Sie hatte aber kaum das zweite „Mutter" gesprochen, so klopfte es vom Gang her laut an die Thür. Hellbach fuhr zusammen. Als wäre dies der Tag der Erinnerungen: er war auf einmal in alten Zeiten, wo er dieses Klopfen, dieses nämliche, mit hartem Finger, dreimal, so oft an seiner Thür hörte — wenn Magnus Friedeberg kam. Er sagte sich auch schon: der ist's! — In die Höhe fahrend, nach einem einzigen Augenblick der Erstarrung, und dem Schicksal Trotz bietend, wie er einst in Wadai allein einem wilden Haufen getrotzt, trat er rasch an Lili vorbei und stellte sich, das Gesicht gegen die Thür, vor Henriette hin.

Er brauchte nicht herein zu rufen: Magnus Friedeberg hatte schon geöffnet; hinter seiner kleinen Gestalt erschien die etwas längere seines Sekretärs. In der Thür stehen bleibend sagte Friedeberg, nachdem er einen Blick über die Gesellschaft geworfen hatte, mit mühsam zurückgehaltenem Zorn: „Also kein Irrtum, Elsner. Es ist so. Da steht mein Sohn!"

Henriette horchte. Sie hörte die Worte „mein Sohn"; ohne sie noch ganz zu verstehn, fing sie an, zu zittern. Hinter Hellbachs Rücken hervor suchte sie das Gesicht zu dieser bekannten Stimme zu sehn, das er ihr verdeckte. Doch als ahnte er das, wandte sich Hellbach halb zu ihr, drückte sie in ihren Lehnstuhl nieder; „sprechen Sie nicht!" flüsterte er scharf, gebietend. „Rühren Sie sich nicht!"

Er soll sie nicht sehn! dachte er noch unverzagt.

„Ich habe die Damen um Entschuldigung zu bitten," sagte Friedeberg mit kalter Höflichkeit, „daß ich so formlos eindringe; die Umstände verlangten es; also verzeihen Sie." Er trat etwas gegen Hellbach vor: „Hier, bei Doktor Robinson, find' ich meinen Sohn! — Es war dir hoffentlich nicht bekannt, daß dieser mein Sohn seit acht Tagen den Abwesenden spielt — der verreisen mußte ... Oder war er wirklich verreist?"

„Nein, Magnus Friedeberg ..."

Henriette erbebte bei diesem Namen. Lili blickte verwirrt auf den Vater und dann auf den Sohn.

„Nein," fuhr Hellbach fort, „er war nicht verreist. Und das alles war mir bekannt. Erlaube aber, daß ich mit dir allein — — daß ich dich in dieses andre Zimmer führe, um dir zu erklären, wie —"

Friedeberg schüttelte den Kopf und die Hand: „Verzeih, wenn mir's nicht eilt, deine Wenn und Aber zu hören. Ich brauche keine Erklärungen, brauche keine Worte! — Da steht also mein verreister Sohn. Hier versteckt er sich! An einem Tag, der nach der

Meinung der Menschen mir ein Ehrentag sein sollte — also auch für ihn, wenn er ein Sohn wie andre wäre — an diesem Abend find' ich ihn hier! beim Wein! in lustiger, jugendlicher Gesellschaft!" — Er warf einen bösen Blick auf Lili; dann heftete er die Augen auf Hellbach, in wachsender Erbitterung: „Und ich find' ihn bei dir! Bei einem Mann, der nie geleugnet hat, daß er für sein Ich lebt; der den freien Genuß des Lebens —"

Jetzt hielt sich Hugo nicht mehr, er trat näher. „Vater!" rief er aus.

„Was willst du?" fuhr ihn Friedeberg an, mit Grimm, fast mit Haß.

„Ich beschwöre dich . . . Mir sag', was du willst, Vater! aber nicht diesem Mann! — Diesem Mann verdank' ich's, daß ich dir wieder mit reinerem Gewissen ins Gesicht sehen kann; ja, wenn du auch ungläubig und vernichtend lächelst. Diesem Mann verdank' ich, daß ich, während du mich in ‚Sünden' versunken glaubst, in der Arbeit lebe. Da hinten, da oben — wo die Flammen brennen . . . Bitte, lächle nicht so; hör' doch, was ich sage! — Und ihm, ihm verdank' ich, daß ich vor dich hintreten wollte — morgen — und dir sagen: Vater, ich bin wieder dein Sohn! Wie ein Mann will ich mir ein Dasein gründen, das deine Achtung verdient, das dir Ehre macht; und am eignen Herd —"

„Du am eignen Herd?" fiel ihm jetzt der Vater mit eherner Härte des Tons in die Rede. Er warf einen grausam zweideutigen Blick auf Lili: „Und wo bist du denn hier?"

Henriette stand auf; Hellbach, der es hörte, reckte sich, um sie dem Bruder doch noch zu verbergen. „Lili, fürchten Sie nichts!“ sagte Hugo, der mit fest zusammengedrückten Händen rang, die Fassung zu behalten. „Dieses Mädchen, Vater — — Bitte, starr' nicht so in die Luft, als spräch' ich in die Luft. Dieses Mädchen ist der allerreinsten Liebe würdig, Vater; ist auch all der Vaterliebe würdig, die du einst, hoff' ich, für sie hegen wirst; — ja, für dieses Mädchen. Für die Gattin deines Sohnes, mein' ich — der sie achtet und verehrt und heilig hält — — dieses Mädchen! Lili!“

„Wirklich!“ entgegnete Friedeberg nach einer kurzen Stille. Er versuchte noch wieder zu lächeln, aber durch Blick und Worte und Stimme des Sohnes wider Willen ergriffen, sah er Lili und dann ihn aufmerksamer, ruhiger an. „Ich bin erstaunt, in der That. Ich — kenne dich nicht wieder. Das alles kann doch nicht die Eingebung einer raschen, dreisten Phantasie, die Erfindung des Augenblicks sein . . . Sprechen Sie, mein Fräulein! Sagen Sie doch auch ein Wort!“

Er wollte ihre Stimme, ihr Wesen hören, da sie so sonderbar zart und unschuldig dastand. Lili war willens zu reden; sie konnte nicht; ihre achtzehn Jahre fanden keine Worte. Sie blickte auf Vater Robinson und dann auf die Mutter. Magnus Friedeberg folgte ihren Augen.

„Oder wenn diese andre Dame Ihre Mutter ist . . .“

Er suchte deren Gesicht, schon erstaunt, daß es

sich versteckte. Er trat vor, an dem schützenden Hellbach vorbei. Jetzt erschrak er doch, so sehr er sonst all diese schwächeren Gefühle beherrschte: die Frau, die da stand, mit dem marmorblassen, aber noch immer vornehm edlen Gesicht, mit der unverfallenen, schlanken Gestalt, erkannte er auf den ersten Blick. Henriette! hier! bei Gottfried Hellbach!

Wie ein Märchen, das die Wirklichkeit sprengt, vernichtet, lag ihm das auf den Augen und auch auf der Brust.

Hellbach faßte ihn am Arm. „Ja, ja," flüsterte er rasch, ohne Stimme, „es ist deine Schwester. Wenn du ein Mensch bist und menschliche Gefühle hast, so sagst du jetzt nicht ein Wort!"

Friedeberg sah auf die Frau, auf den Mann; in seiner Fassungslosigkeit schüttelte er den Kopf. „Das begreife Gott —!"

Auf einmal hörte er Henriettens Stimme. Sie trat langsam, wie auf unsichern Füßen, vor, zu Hellbach gewendet, aber auf den Bruder deutend: „Wollen Sie mich mit dem Herrn ein paar Worte reden lassen — mich allein?"

„Unnütz, unnütz," sagte Friedeberg sogleich, abwehrend. „Vollkommen unnütz —"

„Ich verlang' es aber," fiel sie ihm ins Wort. „Ich, die Mutter des Mädchens da. Sie wollten mich ja hören. Nur drei Worte; — allein!"

Ihn durch seinen Blick beschwörend, flüsterte Hellbach: „Magnus Friedeberg —!"

Magnus, mit starrem Eulengesicht, zuckte die

Achseln. „Gut,“ antwortete er dann zögernd, widerstrebend. „So wird unterdessen mein Sohn sich von hier entfernen; gutwillig, hoff' ich —“

Hugo nickte stumm. Er suchte irgend etwas Ermutigendes auf Hellbachs Gesicht; dem gingen aber die Brauen unruhig auf und nieder. „Elsner!“ rief Friedeberg kurz, mit der Gebieterstimme.

Elsner trat von der Thür heran.

„Sie werden sich unten mit meinem Sohn in den Wagen setzen; und dort auf mich warten. Gehen Sie!“

„Wie ein Knabe!“ murmelte Hugo vor sich hin. Er lächelte, aber nur einen Augenblick; „Mut, Lili! Mut!“ sagte er dann leise. Durch eine Gebärde Abschied nehmend, ging er aus der Thür; Elsner folgte ihm.

Hellbach nahm Lilis Arm und legte ihn in den seinen; „kommen Sie!“ murmelte er und streichelte ihn. Er führte das stumme, tief atmende Mädchen, das ihn mit den ahnungsvollen Augen ansah, ihrem Zimmer zu; „alles wird noch gut! wird gut!“ raunte er im Gehn. In seiner armen Seele dachte er: alles verspielt!

V.

Bruder und Schwester waren allein; die sonderbar ungleichen Gestalten standen sich gegenüber, sie eine Aristokratin zu nennen, er wie ein selbstgemachter Mann, als hätte er sich aus dem Plebejertum zur „Gesellschaft“ hinaufgekämpft. Die Erbschaften von Eltern und Ahnen her, die sich im Nachkommen oft zu harmonischer oder unharmonischer Mischung verbinden, standen hier gesondert, gleichsam feindlich getrennt. Aus den scharfgemeißelten, mächtigen Formen des Bruders sprach auch diese Feindschaft; aus Henriettens Gesicht nur die Bangigkeit, sie dort zu sehn, und das Gefühl der Ohnmacht, all das Rätselhafte ihrer Lage vor diesem verhärteten, unzugänglichen Antlitz zu erklären.

„Wir sind also allein,“ waren seine ersten, eisig kalten Worte. „Was willst du? Kennst du mich denn so wenig, daß du noch nicht weißt, was das Ende sein wird? Wer für mich tot war, bleibt tot. Also — ein rasches Ende mit diesem Gaukelspiel, das nur um der andern willen einen Sinn hat; und dann“ —

er hob einen Arm und wies damit — „du hier und ich dort!"

„Mich in dein Leben zu drängen," sagte Henriette mit Fassung, mit Würde, „hab' ich nicht im Sinn. Ich hatte dich aufgegeben, für ewig" ... Ihre Augen irrten nach Lilis Thür, sie seufzte wider Willen tief auf: „Aber ich muß noch sprechen. — Lili ist mein Kind ..."

„Euer Kind! dein und —"

„Ja. Und um dieses Kindes willen leb' ich hier ein Leben, das mit Menschenverstand nicht zu begreifen ist; leb' ich hier mit dem Mann, dem ich tot bin, wie dir; den ich durch einen Zufall — — Ich bitte dich, lächle noch nicht. Der mein Kind so liebt, ihm so wunderbar viel Gutes anthut, daß mir die Kraft verging, sie und ihn zu trennen —"

„Leb, wie du willst," unterbrach er sie. „Lebt, wie ihr wollt. Aber Hugo! mein Sohn!"

„Du bedrängst mich so; — in diesem Augenblick wollt' ich von ihm reden. Nun aber haben sich hier, wollt' ich sagen — wie durch Gottes Hand — o, ich war ahnungslos! — deines Sohnes Herz und Lilis Herz haben sich gefunden. Ich wußt' es nicht, niemand sagte mir's, daß das Hugo Friedeberg ist. Aber ich zittere nun — trotz Gottes Hand — wie das enden wird —"

„Wie das enden wird?" sagte Friedeberg, der kein Glied bewegte. „Wie es enden muß. Kam dir wirklich der Gedanke, ich könnte mein Kind mit deinem verbinden? Ich, Magnus Friedeberg, der

vor der Welt makellos dastehn muß, oder n i c h t mehr stehn, ich sollte den Erben meines Namens einem Mädchen geben, das der Sünde Kind ist? das dich Mutter nennt? das unter dem Vorbild deines Lebens aufwuchs? — Wolltest du d a v o n reden, dann ist ausgeredet. Geh mit deinem Kind — und mit diesem Schatten deines ersten Mannes — wohin du willst; oder bleib', wo du willst. Ich hindere dich nicht. Ich richte dich auch nicht; das ist Gottes Sache. Aber mit meinem Sohn zieh' ich morgen fort, daß er dir u n d i h r nicht mehr begegnet. Nirgends und niemals mehr. Das ist m e i n e Sache. Und nun gute Nacht!"

Henriette rang die Hände. „Gott!" rief sie. „Ewiger Gott! — Bruder! Was soll ich denn thun, daß ich mein Kind nicht zu Grunde richte! daß mein Fluch sie nicht mitverflucht! daß sie leben kann wie ihr — mit euch Tugendstolzen —"

Sie sah den Zorn, der ihm über das Gesicht flog, sie verbesserte sich geschwind: „Mit euch S c h u l d l o s e n; vergieb, vergieb. Magnus! Was soll ich denn thun, damit ihr sie nicht auch hinausstoßt unter die Verlorenen, sie, die schuldlos ist!"

„Stoß' ich sie hinaus?" antwortete er. „Die Welt hat ja Platz genug für mich und für sie. Aber mein Haus, mein Blut, mein Name soll mit dieser Lili nicht zusammenkommen. Du hast dein Leben gelebt; trag' nun seine Folgen —"

„Aber mein Kind! Mein Kind!"

„Ja, dein Kind! dein Kind!" sprach er ihr nach, mit schneidendem Ton auf dem „Kind"; seine Em-

pörung loderte wie eine Flamme auf. „Vor Gottes Angesicht mag es dich verklagen, daß du ihm das Leben gegeben hast, und den Makel dazu! Kannst du jetzt diesen Makel von ihm herunterreißen, wenn du die Hände ringst und jammerst: aber mein Kind, mein Kind? — Hast du denn nie gefürchtet, ehe du untreu wurdest, daß eine Frucht daraus hervorgehn könnte, die für dich büßen muß, ohne eigene Schuld? Ist dir nie der Gedanke gekommen, eines Tages könnte diese Sündenfrucht, durch dich zum Elend verdammt, dich in heißen Thränen verklagen, daß sie ist? daß sie sein muß? daß sie dein Kind sein muß? — — Ich kann sie bedauern, aber ich kann sie nicht retten. Ein Gott bin ich nicht. Ich bin ein Mensch, und mein Haus soll rein sein. Also gute Nacht!"

„Aber ich will mein Kind nicht zu Grunde richten!" rief sie in Verzweiflung. „Sie soll mir nicht fluchen! Sie soll mich nicht verwünschen! — Sag' mir, was ich thun soll, um von meinem reinen Kind diese Schmach zu nehmen —"

„Umsonst!" sagte er und wies sie ab, da sie näher trat. „Laß mich!" — Er ging zur Thür.

Henriette kam ihm aber zuvor und stellte sich ihm in den Weg; ihr Gesicht glühte ihn an, sie fürchtete ihn nicht mehr, sie fürchtete nur, daß er ihr entrinnen könnte. „Ich spreche ja nicht für mich," rief sie aus, „ich spreche für mein Kind! — Wie ich gelebt habe, so mag's mit mir enden; ich schminke mein Herz ja nicht, und mein Leben nicht. Ich hab' büßen ge-

lernt" — sie legte sich eine Hand aufs Herz und schlug darauf — „und ich halte still! — Ja, ja, ja, mein Gott, ja, ich hab' schlecht gelebt! daß ich diesen guten, edlen Mann so verlassen konnte — daß ich ihm nicht vergeben konnte, als es ihn hinauszog — nur die Kränkung fühlte — und auf immer, auf ewig von ihm abfiel, weil er mich auf ein, zwei Jahre verließ! Und dieses elende Herz, das mich folterte, weil es dann Reue fühlte, weil es doch noch an ihm hing —"

„Du!" sagte Magnus, mit ungläubig zuckenden Lippen.

„Ja, noch an ihm hing — ich wollt's nur nicht glauben ... Durch Thorheiten, Tollheiten hab' ich es betäubt; ja, ja, ja, toll bin ich gewesen — so toll, wie ich elend bin. Ja, vor deinem steinernen Gesicht, vor deinem Richter-Gesicht will ich mich noch schlechter machen, als ich je gewesen; so schlecht, so erbärmlich schlecht, wie es dir gefällt; — nur verachte mein Kind nicht! Sie ist rein wie du! Sie hat hier einen Führer gefunden — ihren Vater Robinson — Gottfried — er hat sie gut und edel gemacht, wie er selber ist. Sag' mir, ich soll sie verlassen, und ich will es thun; will in eine Wüste fliehen, ausgestoßen, allein. Sag' mir —"

Er schüttelte den Kopf; sie warf sich auf die Kniee vor ihm. „Sag' mir, ich soll sterben für mein Kind — sie kann aber dann glücklich werden, und in Ehren leben, und mich nicht verfluchen!"

„Steh auf," murmelte er nach einer Weile, nun doch mit einiger Erschütterung kämpfend. „Du bist

außer dir. — Steh auf! — Wende dich an Gott; ich kann dir nicht helfen."

„Bruder!" rief sie plötzlich, eine blasse Hand hebend, daß sie wie aus dem Grabe aufgestiegen vor seinem Gesicht erschien. „Bruder, Bruder, halt' ein! Sag' noch nicht das letzte Nein! Treib' mich nicht zur letzten Verzweiflung! Sonst kommt mein Tod über dich" — sie stand langsam auf — „denn so leb' ich nicht. So kann ich nicht leben. Dann nehm' ich meine Lebenslast und werf' sie von mir — und werf' sie auf dich, auf deine Seele, und auf dein Gewissen!"

„Genug!" sagte Magnus mit einer kurzen Gebärde, durch ihr krankhaft wildes Gesicht erkältet. „Vor dieser — hysterischen Drohung fürchte ich mich nicht. Ich hab' zu handeln, wie mir's Pflicht und Ehre gebieten; nicht aus schwächlichem Mitleid, oder aus Angst vor großen Worten. Jeder bricht seines Lebens Frucht. Kannst du deiner Tochter nicht eine andre Mutter, einen andern Vater geben, so muß es sein, wie es ist. Die Frau meines Sohnes nehm' ich nicht aus deiner Hand. Leb' — wie du kannst. Gute Nacht!"

Er wies sie so gebieterisch aus seinem Weg, daß sie nichts mehr wagte. Sie regte sich nicht. Er ging aus der Thür.

VI.

Nicht aus meiner Hand! dachte Henriette, wie irre vor sich hinstierend. „Nicht aus meiner Hand!“ sprach sie, die Lippen und die Zunge bewegend, vor sich hin. „Die Frau meines Sohnes nehme ich nicht aus deiner Hand …“ Mit dem Lächeln eines zu Tode Gekränkten sah sie in die Luft; fragte dann in die Luft: „Aus wessen Hand denn? Aus wessen Hand?“ — — Ihr war plötzlich, als verlasse sie alles, als sei sie auf der Welt allein; es lief ihr eine kalte Angst über die Haut. So hatte sie schon oft gefühlt, in den letzten Jahren; ihr graute davor, sie griff an ihre Stirn, ihre Schläfen. Hilft mir denn niemand? dachte sie. Läßt man mich allein? Soll das alles wieder über mich kommen — die Stimmen, die Gestalten …

„Nein, nein, nein!“ rief sie aus. Sie erschrak vor ihrer eigenen Stimme; darauf fühlte sie aber: das war kein Andrer, das war ich. Ich bin klar; ich bin ganz bei Sinnen … Sie trat an den Tisch, tauchte ihre Finger in den Kapwein, der ihr Glas noch füllte, benetzte sich damit den Kopf, die Stirn. „Nein, nein,

nein!“ stöhnte sie auf. „Nicht wieder so von Gott verlassen; lieber sterben, sterben! — — Nun ja. Warum leb' ich auch noch? Was will ich auf der Welt? Ich bin ja zu viel auf der Welt! Zu viel für Lili — für Hugo — für Gottfried — also für alle, alle, alle, die ich liebe ...“

Der jähe, unmäßige Gram wollte sie ersticken; sie riß ihr Gewand am Halse auf. Im Zimmer war keine Luft mehr, schien ihr; sie wankte zum Fenster hin, rüttelte und öffnete es; eine erlösende kalte Luftwelle ging ihr aus der dunklen Nacht gegen Gesicht und Brust. Eine Weile sog sie sie ein, so tief, so mit dem halben Leib, als sei der Sinn und Zweck des Lebens nichts als Atemholen; ein flimmernder Stern sah ihr dabei ins Aug'. Endlich ruhiger, am Kopfe kühler, an den Fensterrahmen angelehnt, die Augen schließend, versank sie in den hoffnungslosen Kummer dieser Stunde. Wie sie eben der Stern angeflimmert hatte, stieg nun auch so ein kleines, großes Licht auf und schien ihr durch diese gräßliche Seelennacht ins Herz ... Gut machen! dachte sie. Eine Frau wie ich, kann die nun nicht mehr gut machen, was ihr heißes Blut, ihr verkehrtes Herz, ihr Glückshunger verbrach? — Gut machen — sich opfern! — „Kannst du deiner Tochter nicht eine andre Mutter“ — — Ja, ja, ja, du hast recht: eine andre Mutter kann ich ihr nicht geben ... Aber einen andern Vater könnt' ich ihr wohl geben; der sich ihr schon selber gab. Ach, und den besten, besten aller Väter ... Und dann die Mutter — — weg!

Mit einer irren Gebärde, da das Gewitter im Gehirn wieder erwachte, warf sie sie weg. Sie starrte in die Luft, von einem neuen Gedanken ergriffen; ihr war, als käm' es von dort. Endlich verließ sie das Fenster, in tiefem, feierlichem Ernst, die Brauen hinuntergezogen, die Hände aneinandergedrückt; setzte sich an den runden Tisch, suchte dort Papier. Wie wenn sie es gefunden hätte, schrieb sie mit dem schlanken, weißen Finger auf die Tischplatte; nickte dann zu jemand hinüber, als sie fertig war: „Geben Sie das meinem Bruder," sagte sie laut, hörbar; „diese letzten Zeilen, die ich für ihn schrieb. Morgen beim Erwachen —"

Sie hörte jetzt ihre Stimme. Bei diesem „Erwachen" erwachte sie selbst; langsam kam sie zu sich. „Was red' ich da," murmelte sie und blickte in dem hellen Zimmer, in dem sie alles erkannte, umher. „Mit wem sprach ich denn? Hier ist ja niemand. Ich werd' wieder toll!" Sie preßte die Zähne gegen einander, die Nägel in ihre Hände: „Ich will nicht! Ich will nicht! — Klarheit! Klarheit! Verstand! — Es war Unsinn, aber ein Sinn darin: ja, ja, schreiben wollt' ich. Ohne ein letztes Wort an diesen großherzigen Bruder geh' ich nicht davon. Du sollst's lesen, Magnus ... Ja, ich kann mich opfern, ich kann's ..."

Sie blickte auf die Gasflammen da oben hinter den Teppichen, sie wußte nun alles, alles, was sie wollte. Da oben am Tisch war Tinte, Papier. In dem einen Glasschrank dort — sie erinnerte sich, einmal war sie mit Lili hinaufgegangen — in dem

Glasschrank waren die Pflanzengifte beisammen, ausländische, von Gottfried selber hergestellt oder gesammelt; das Pfeilgift der Indianer darunter. Das darf ich ihm nehmen, dachte sie. Ich war seine Frau!

Sie fühlte nichts von Feigheit; nein, sie konnte lächeln. Diesmal wird's gelingen, sagte ihr ein ruhiges, tröstliches Gefühl. Sie stieg die Stufen hinauf, trat ins Laboratorium ein.

Gottfried Hellbach horchte auf dem Gang, an der Thür zum Salon; es war tiefe Stille. Er hatte mit Lili in ihrem Zimmer gesessen, durch die gefütterte Thür doch einigemale die laut aufsteigende, helle Stimme Henriettens gehört; dann war's dort ruhig geworden. Eine Weile hatte er noch Lilis tapferes Herz gestärkt; „ich komm' wieder!" sagte er endlich, lächelte ihr zu und trat auf den Gang hinaus. Dort ging er leise auf und ab, seine innere Unruhe lechzte nach Bewegung. Er glaubte noch zuweilen drinnen reden zu hören, von gedämpften Stimmen. Zuletzt schien es ihm doch, als hätten ihn seine Sinne betrogen. Es blieb totenstill. War Magnus fortgegangen? Er hatte es nicht gehört.

Mit einem raschen Entschluß trat er ein. Jetzt erstaunte er: nicht nur Magnus war fort, auch Henriette war nicht zu sehn. Wär' sie denn *mit ihm* —? — Sinnloser Gedanke. Wie gingen denn die mit einander davon? — Es schien sich aber im Arbeitszimmer irgendwas zu rühren. „Magnus!" rief er hinauf.

Durch die geschlossenen Vorhänge kam keine Antwort.

„Henriette!“ rief er. — Sich verbessernd rief er noch einmal: „Gnädige Frau!“

Es blieb wieder still. Dennoch meinte er abermals leise Geräusche zu hören; zuletzt auch, als bewege sich ein langes Frauenkleid über den Boden hin. Er schüttelte verwundert den Kopf; dann ging er vorwärts, um hinaufzusteigen. Er war bei dem Warten und Horchen nervös geworden, er fuhr leicht zusammen, als nun Henriettens Gestalt zwischen den Vorhängen erschien, die sie mit den Händen teilte. Ihn konnte freilich auch ihre tiefe Blässe und ein seltsamer Ausdruck des Gesichts erschrecken; wenngleich nichts Verwirrtes, Krankes drin war. In der linken Hand hielt sie ein zusammengefaltetes Papier. Sie nickte ihm ein wenig zu, wie es schien, und lächelte ihn mit den Augen an.

„Ja, ich bin hier,“ sagte sie; trat aus den Vorhängen heraus, ihm entgegen, stand aber wieder still. „Wie gut hatten Sie das ausgedacht, jetzt versteh' ich alles: den Sohn dieses Vaters und die Tochter dieser Mutter zu retten — und dann zu vereinen. Es stand nur jemand im Weg. Das war ich. Darum geh' ich nun aus dem Weg!“

Eh Gottfried noch den Sinn der Worte erfaßt hatte, sah er eine plötzliche Veränderung in ihren Zügen; ein Schmerz schien ihre Stirn zu verzerren, die Wangen zuckten, ihr Blick trübte sich. Wie wenn ihr schwindle, begann sie zu schwanken. „Gift!“ rief er im nächsten Augenblick aus. „Meine Gifte —!“

Sie nickte. Es zuckte stärker in ihrem Gesicht,

und dann die Glieder hinunter. „Ach!“ seufzte sie auf. „Es scheint schnell zu wirken —“

„Henriette!“ rief er und stürzte zu ihr. Sie faßte sogleich seinen Arm, wie um sich zu halten; dann blieb sie aber aufrecht stehn. „Bitte, nicht so laut!“ sagte sie, sich offenbar mit großer Stärke aufraffend. „Daß das Kind nichts hört! — Ich hab' hier mit Magnus gesprochen; ich hab' ausgesprochen. Ich kann nicht leben, wenn Lili — — wenn Ihr Werk vollendet werden soll. Sie sehn ja alles ein; sehn Sie das nicht ein? Darum weg mit mir —“

„Nein, nein, nein!“ sagte er, heimlich zitternd, da sie zum erstenmal im Schwindelgefühl die Augen schloß. „Wenn noch Hilfe —“

Sie schüttelte den Kopf. „Sterben!“ stieß sie hervor. „Lieber sterben, als wieder die Vernunft verlieren; — es fing schon an, ich hab's schon gespürt. Sterben für meine Lili — und Sie! Ich hab' nicht umsonst diese acht Tage neben Ihnen gelebt; viel hab' ich gelernt. Auch mich opfern ...“

Ihr Arm erbebte jetzt auf dem seinen, es schüttelte den mit; eine beklemmende Angst schien sie dann zu fassen, eine Unruhe trieb sie von ihm weg, sie wankte ins Zimmer hinein, zum runden Tisch. Dort klammerte sie sich an. Dieser erste Ansturm der Vernichtung ging an ihr vorüber; der Kopf richtete sich wieder freier auf. Mit einem heldenmütigen Lächeln sagte sie: „Ein gutes, ein starkes Gift —“

„Henriette!“ stieß er hervor, mit dem Ton der alten Zeiten, so daß sie vor Glück erschrak. Es war

ihm zu Mut, wie nach seines Heinrich Tod; als stünden sie wieder miteinander vor der kleinen Leiche. „Henriette!“ stöhnte er, vielleicht ebenso, wie er damals in der ersten Nacht nach seinem Verscheiden gestöhnt hatte. „So sterben! Du! Du, mein Weib! mein Weib!“

Sie sank in ihren Lehnstuhl, ihren Platz diese acht Tage lang. „Ich Ihr Weib,“ hauchte sie leise; „wie können Sie das sagen. Aber wie klingt es süß. — Wie unbegreiflich süß klingt es heut. — O Gottfried — Gottfried —“

„So vergehn!“ rief er aus. „Mein Gott!“ — Er kam auf ein Knie neben ihr, ohne es zu wissen; Gefühle, die man sonst nie erlebt, gingen ihm durch die Brust. „Laß mir die Hand,“ sagte er, da er ihre niederhängende Hand ergriffen hatte und sie zusammenfuhr. „Deine arme, zuckende Hand —“

Er hielt sie fest; sie war noch warm ... Sie zuckte wieder und wieder; in Henriettens Augen, die nun unverwandt auf Gottfried ruhten, leuchtete aber eine verklärte, selig staunende Freude auf. „O du! du!“ sagte sie nun auch. „Dir that ich am wehesten, und wie bist du gut! — Grüß' mir meine Lili ... Deine Lili ...“ Ein tiefer Schmerz trat in die glänzenden Augen: „O hätt'st du mich erzogen, so wie meine Lili —“

„Mein war die Schuld!“ unterbrach er sie. — „Henriette! Sterben!“

„Es ist nicht so schwer,“ flüsterte sie; als staune sie nun selbst. Ein letzter Gedanke erwachte offenbar

in ihrem nur noch flackernden Geist; sie hob die andre, die linke Hand, in der sie das zusammengedrückte Blatt noch hielt. „So will ich die Hände falten," sagte sie plötzlich, „über diesem Blatt; fest, fest will ich's halten! Und so soll er's lesen ..."

„Wer?" fragte Gottfried; ihm schien, sie verwirre sich.

„Magnus, mein Bruder," antwortete sie. Mit einem weich schmerzlichen Lächeln setzte sie hinzu: „Ich bin noch bei Sinnen. — O, er war hart. Wie süß, wie süß ist es, mild zu sein wie du! — — Nun schlaf' ich wohl ein. Könnt' ich dir noch sagen, Gottfried, wie ich es bereue, wie das Herz mir bricht, daß ich dich verließ. Du, du Allerbester ... Aber nun sterb' ich wenigstens für euch ..."

Sie wandte den Kopf gegen Lilis Thür; nur noch matt und schwer. Sie heftete dann die brechenden Augen auf ihn, als wollte sie noch sagen: „ich sterb' für Lili und auch für dich!" — Worte kamen aber nicht mehr über ihre Lippen. Ihre Hände wurden in den seinen kalt; sie hatte sie über dem Blatt zusammengelegt, so wie sie gewollt hatte.

VII.

Es war wohl schon eine Stunde Tag. Gottfried Hellbach wachte auf; er war in Henriettens Lehnstuhl am runden Tisch, als die Dämmerung begonnen hatte, unvermerkt eingeschlafen. Der Kopf lag ihm auf der Brust. Er erhob sich langsam; trat zum Fenster, das er am Abend geschlossen, und öffnete es, um eine Weile frische Luft zu atmen. Auf der Gasse, zwischen den beschatteten Häusern, ging der Verkehr wieder auf und ab; die Schritte der Lebendigen schallten auf dem granitenen Pflaster. Wagen rasselten nur in der Ferne, in den Seitenstraßen. Eine Kirchenglocke tönte gedämpft über die Dächer herüber; er horchte mit einer Art von schmerzhafter Andacht, es klang ihm wie Grabgeläut. Doch fröstelte ihn bald, nach dieser fast schlaflosen, lagerlosen Nacht. Er schloß das Fenster; es könnte auch zu kalt zu Lili hinaufkommen, dachte er. Die saß noch immer still — er lauschte wieder einmal — ohne sich zu rühren. Sie saß nun schon die halbe Nacht oben im Arbeitszimmer, hinter den geschlossenen Vorhängen, an der Mutter Leiche; dort

hatte Hellbach mit Frau Reiter, am Abend, Henriette einstweilen auf dem Diwan gebettet, so wie sie war. Die Gasflammen brannten noch immer fort. Leise sang das Feuer im Ofen des Salons, das die Alte, während er schlief, angezündet hatte. Ihn zog dieser sanfte, gleichsam mitfühlend klagende Gesang; er setzte sich dort und schaute auf das glühende Licht, das ihn durch das kleine Ofenthürchen grüßte.

Er dachte an sein Zusammenleben mit Henriette zurück; er fühlte all die Wehmut, mit der ein redliches, großmütiges Herz, vollends durch den Anblick des Todes erweicht, die Schuld des andern verkleinert und die eigne noch auf dem Grabe anwachsen läßt. Doch er fühlte auch die schaurig ernste Majestät des Schicksals, das aus den Farben, in die unsre Seelen gekleidet sind, aus den guten und den giftigen Blüten, die dem Ich entwachsen, den so oder so geordneten Strauß des Lebens bindet. Wenn er Henriette und sich wieder sah, wie sie damals waren: unfertig, voll gefährlich gärender Säfte — ja, auch er noch gärend, so viel älter er war als sie — ohne diesen milden, geklärten Wein der Liebe, in dem man die tägliche Ausgleichung und Versöhnung trinkt, so empfand er das Unentrinnbare des Verhängnisses, das in dieser Nacht in diesem Zimmer so geendet hatte. Er staunte mit bewunderndem Grauen die tragische Kraft des großen Weltgedichtes an, das zuweilen — wie hier — zwei unendlich verschiedene Töne, Mann und Weib genannt, in einem süßen, berauschenden Zusammenklang aneinanderbindet, dann in herzzerreißender Disso-

nanz, wie für immer, auseinandersplittert, und doch noch in einem großen Akkord, auf der letzten Saite, wenn der Tod sie geigt, zu wehklagend versöhnender Harmonie vereinigt.

Ach! dachte er doch, mit schmerzlicher Märtyrerlust wieder in das Gefühl seiner Schuld versinkend: sie war noch fast ein Kind, und ich war ein Mann. Hätt' ich sie so geliebt, wie ich Lili liebe, so rein und so ganz, ich hätt' sie vielleicht erzogen wie Lili. Und hätt' ich mehr Ruhe in mir gehabt und Genügsamkeit, ich hätt' sie doch wohl können glücklich machen. — Das ist nun, wie eine versunkene grüne Insel, dahin. — Was für ein ewig fremdes, nicht auszufühlendes Wort: dahin!

Frau Reiter kam wieder ins Zimmer, die Thür leise öffnend; sie wollte nach dem Feuer im Ofen sehn. Als sie Hellbach davor sitzen sah, fing sie wieder an zu seufzen; sie hatte sich sonst in der ersten Hälfte der Nacht ausgeweint und am Morgen mit trockenen Augen, ganz ruhig, die täglichen Geschäfte verwaltet. „Fräulein Lili," sagte sie dann leise, die Feuerzange in der Hand. „Was wird mit Fräulein Lili. Zu thun hätt' ich nichts mehr. Ich könnt' sie nun doch ablösen; sie sollt' schlafen gehn."

„Sie wissen ja doch, sie thut's noch nicht," murmelte Hellbach. „Wenn so 'ne junge Seele so ein Schicksal hat, muß man sie gehen lassen. — Das Schlafen kommt früh genug!"

„Das mag auch wohl sein, Herr Professor," erwiderte die Alte; der große Kummer hatte sie ganz

weich und nachgiebig gemacht. „Und sie kann was aushalten, die Lili; mehr als ihre Frau Mutter — — ach Gott, die braucht ja nun nichts mehr auszuhalten. — Man weiß immer nicht, Herr Professor: soll man so eine beneiden, oder soll man's nicht!“

Er blickte einen Augenblick vom Boden zu ihr auf, sagte aber nichts. Sie hätte gern seine Meinung darüber gehört: so ein gelehrter, nachdenklicher Mann.

„Und Sie sagen, in einer plötzlichen Umnachtung ihres Geistes!“ fing sie nach einigem Stillschweigen und Hantieren wieder an; sie legte die Zange nieder. „Aber, lieber Herr Professor, wenn das richtig ist —“

„Ich hab's Ihnen ja gesagt,“ unterbrach er sie.

„Ja freilich,“ sprach sie fast flüsternd weiter; „und ich glaub' ja auch, und es ist ja auch ganz natürlich, daß es so ist. Aber dann mein' ich doch — und das dacht' ich eben in der Küche, als das Wasser zu kochen anfing —: wenn das noch so leicht wiederkommen konnte, o du lieber Gott, dann hätt' sie doch in der Anstalt bleiben müssen; das nennt man doch nicht gesund. Wie konnt' dann der Herr Direktor von der Anstalt —“

„Was wissen wir Menschen, Frau Reiter. — Wir sind alle in Gottes Hand.“

„Ja, das sind wir, ach Gott!“ seufzte sie; „ja, da haben Sie Recht! — Aber wie konnt' dann der Herr Direktor sie nach Hause schicken. Das mußt' er ja doch wissen, Herr Professor. So ein hochgebildeter Mann, der mußt' sich doch sagen und mußt' uns doch

schreiben: die gnädige Frau ist nun zwar gesund, aber weil man nie wissen kann — wie der Herr Professor eben sagten — so ist besser, sie bleibt noch hier!"

„Dann blieb sie da bis zu ihrem Tod," entgegnete Hellbach etwas ungeduldig.

„Ach Gott," seufzte sie, „das wär' auch wohl besser gewesen: dann lebte sie nun ja noch! Denn dann wär' es doch wohl nicht so schnell gekommen! — — Aber ich wollt' Sie ja nicht stören, Herr Professor; Sie schlafen auch vielleicht noch ein bissel ein. Ich hätt' nur noch eine Frage, mit Ihrer gütigen Permission."

„Fragen Sie," sagte er.

„Der Herr Doktor, mein' ich! Ordnung muß ja sein. Man muß ja doch diesen Todesfall dem Herrn Leichendoktor anzeigen, oder was er ist. Damit er herkommt und sie anschaut und aufschreibt: Todesursache so und so. Wie das nun einmal so angeordnet und eingerichtet ist, in unserer zivilisierten Zeit!"

Hellbach nickte: „Sie haben Recht. Das ist ja wohl nötig. Ich hatt's ganz vergessen. Gehn Sie, liebe Frau Reiter, holen Sie den Mann." — Der alte Afrikaner seufzte leise: „Wir sind nicht am Binuë, und nicht auf einer einsamen Insel!"

„Nein, Gott sei Dank, das sind wir nicht. — Ich will also gehn. — Und wenn er hier ist, dann will ich ihm den Brief vom Herrn Direktor zeigen, worin der mir schreibt: ‚geehrte Frau Reiter, sie ist ganz genesen! Ich kann sie entlassen, geehrte Frau Reiter,' schreibt er, ‚sie ist ganz gesund!' Damit man

uns nicht nachsagen kann, sie wär' nicht gesund gewesen und wir hätten sie mehr behüten müssen."

„Thun Sie das," fiel er ihr ins Wort.

Die Alte sah, daß er die Augen schloß, offenbar nicht mehr reden mochte. Er hatte auch gar nicht das gesunde Aussehen wie sonst. Wegen der Lili, dachte sie, thut es ihm so leid! — „Ich geh' also," flüsterte sie, schon den kleinen Fuß bewegend. „Wenn der Doktor kommt, dann meld' ich ihn an; daß die arme Lili — —"

Sie ächzte noch einmal auf und ging.

Hellbach sah ihr gedankenlos nach. Hinter sich, bei den Vorhängen zum Arbeitszimmer, hörte er jetzt ein knisterndes Geräusch; der überwachte, stark erschöpfte Mann zuckte auf seinem Stuhl zusammen, unsinnig erschreckt, als habe sich die Tote gerührt. Indem er sich wandte, sah er seine bleiche Lili mit dem stillen, gefaßten Gesicht auf den Stufen stehn. Sie trat aus den Teppichen hervor, sah ihn eine Zeit lang schweigend an. Darauf kam sie die Stufen herab, zu ihm, kniete neben seinem Sessel nieder und legte die Arme auf seinen Schoß.

„Mein Vater!" sagte sie, mit den thränenlosen, trauervollen Augen zu ihm aufblickend.

Er nahm ihre Hände und murmelte: „Stehn Sie auf, mein Kind."

Sie schüttelte ihr gelöstes, dunkles Haar: „Sagen Sie nicht mehr ‚Sie' zu Ihrem Kind! — Ich hab' jetzt nur noch Sie; nur dich. Nach dieser Nacht mußt du mir vergönnen, daß ich nun ganz wie zum

Vater rede.“ Seine Hände mit den ihren umklammernd, sprach sie wie in seine Augen hinein: „Du verlaß mich nicht, wenn ich noch leben soll. Halt mich fest! bei dir!“

„Ich dich verlassen, Kind!“ antwortete er; löste seine Hände und legte ihren Kopf dazwischen, wie in einen schützenden Helm. „Sieh in meine Augen und lies darin; denn ich red' nicht gern. — Ja, ‚du‘! ‚du‘! — — Steh auf!“

„Nein,“ sagte sie, „so; noch so! — Und laß mich ein paar Worte sprechen; nicht viel. — Wir waren beide so still, diese ganze Nacht; fast so still wie sie ... Was Sie mir gesagt haben, ist so wenig, Vater; — aber glauben Sie nicht — glaub nicht — daß ich fragen will. Will dir nur mein Herz öffnen; sagen, was ich fühle ...“

„Gute Lili! So sprich!“

„Hugos Vater — meiner Mutter Bruder — was für ein Geschick! — Sie waren sich entfremdet, sagst du, seit so vielen Jahren. Und im Zorn, als ihr Feind, unversöhnt ist er gestern von ihr gegangen ... O, ich wußt' es wohl: irgend etwas Dunkles war über ihrem Leben! — Aber wie still liegt sie nun da —“ leiser, ahnungsvoll, an Hellbach angedrückt, setzte Lili hinzu — „als hätte sie gesühnt. — Und wenn sie auch n i c h t in einer plötzlichen Verwirrung starb, wie du sagst, mein Vater — wenn auch eine S c h u l d —“

Sie blickte in jungfräulicher Scheu, doch rührend unverzagt zu ihm auf: „Ich bin ihr Kind! Ich verdamme sie nicht! — Und du auch nicht, du —“

Er schüttelte den Kopf.

„Du mein Gewissen, mein Licht! — Du hast mir irrendem, flatterhaftem, eitlem Geschöpf seinen Weg gezeigt; hier auf dieser Erde. Nun blick' ich zu dir auf wie zum offenen Himmel; ja, laß mir dies Wort. Zum offenen Himmel, der mich hält und tröstet. Ich vergöttere dich ja nicht, ich hab' einen andern Gott; aber ich denke, Gott hat dich geschickt. Und dich kann ich sehn, zu dir kann ich reden. Ach, nimm du meine Liebe zu ihr, die da hinten liegt, und nimm sie und mich an dein erbarmendes Herz — und da laß uns alle wohnen — bis das alles endet!"

„Gutes, edles Kind," sagte er liebreich lächelnd. „Ich versteh' dich wohl; aber dein Herz fiebert und schwärmt. — Steh auf!"

Er wollte sie emporziehen; sie wehrte ihn aber sanft mit den geschmeidigen Gliedern ab. „Nein, hör' mich noch an! — Ich liebe Hugo, von Herzen! Aber wenn seinen Vater und meine Mutter irgend ein — Verhängnis trennt; wenn es sie im Tod noch schmerzen könnte, daß ihr Kind dem Sohn dieses Mannes angehören will — dann begehr' ich nichts! Dann verzicht' ich, Vater; und bei dir, mit dir —"

Sie sprach nicht weiter, die drohenden Thränen, die mit dem Schluchzen kämpfende Kehle machten sie stumm; aber im Blick der emporschauenden Augen lag der feste Wille.

„Teure Lili!" sagte er, neigte sich und küßte ihre heiße Stirn. Seine Stimme fing an zu zittern:

„Du irrst. *Sie* verwehrt dir's nicht. *Sie* will dein Glück ...“

Er hielt inne; wie viel durfte er ihr sagen? — Eben öffnete sich auch die Thür zum Gang, nach leisem Klopfen. Auf seinen Wink stand Lili auf, und auch er erhob sich.

VIII.

Hugo trat ein, den Mantel auf den Schultern; mit einem Gesicht, dem das Schicksal dieser Nacht offenbar nicht mehr fremd war, und mit zuerst schwer atmender Brust. Er kam langsam näher, eine Weile schweigend; während Hellbach leise nickte, und Lilis Augen sich feuchteten. „So früh am Tag bin ich da," sagte er endlich, „und doch viel zu spät. Drunten im Hausthor hör' ich eben — — Lili! Meine Lili. Ich hab' keine Worte; auch noch keine Gedanken. Kann nur mit Ihnen leiden — und von ganzem Herzen ..."

Er faßte ihre beiden Hände; sie blickten sich schweigend an. „Vergeben Sie, Vater Robinson!" murmelte er plötzlich und zog sie an seine Brust.

Lili ließ ihren Kopf an seine Schulter sinken. Bald machte sie sich sanft wieder frei; tonlos sagte sie: „Warum sind Sie jetzt hier? Sie wußten es nicht und kamen doch so früh. Wenn dies Ihr Abschied sein soll..."

„Nein, Lili," antwortete Hugo, mit einer Ruhe,

die Hellbach überraschte; auf den jungen, kühnen Zügen lag etwas, das er noch nicht darin gesehen hatte, eine männliche, besonnene Entschlossenheit. „Ich kam, um Ihnen zu sagen — und Ihnen, Vater Robinson — daß ich zu euch gehöre, für immer. Ich hab' heute nacht lange aufgesessen — im Gasthof, bei meinem Vater; er schlief — und alles niedergeschrieben: die Geschichte dieser acht, neun Tage, und wie's in mir aussieht. Und daß ich zu euch gehöre, ganz. Das hab' ich ihm auf seinen Tisch gelegt, eh ich fortging; denn ich verhehl' ihm nichts, ich will ihn nicht täuschen. Mag er kommen und mich suchen. Ich geh' nicht zurück. Ich —"

„Hugo!"

„Nein, Vater Robinson, ich geh' nicht zurück. Ich bin mündig; mit dem Erbteil von meiner Mutter kann ich nur zur Not, das weiß ich, aber ich kann leben. Ich kann mein neues Leben leben! Darauf kommt's ja an. Vater Robinson! Sie wollten mit mir studieren, haben Sie gesagt. Wo es ist, mir gleich. Stoßen Sie mich nicht fort! Zu Ihnen fühl' ich wie ein Sohn. Wohin Sie gehn, geh' ich mit. Wo Sie bleiben, bleib' ich. Glauben Sie mir, auch ich verlorener Sohn kann treu sein bis in den Tod!"

Hellbach stand eine Weile wortlos, in tiefverwunderter Rührung da. Er sah sich zwischen den beiden, Hugo rechts, das Mädchen links; beider Augen hingen an ihm, und gleichsam ihr Leben. „Hugo!" stieß er dann heraus. „Was reden Sie! — — Ja, was für

ein merkwürdiger Traum doch so ein armes Menschenleben ist: nach einer solchen Nacht führt mir dieser Morgen zwei Kinder ans Herz. Da stehn sie beide. Meine, meine Kinder. Hab' sie mir verdient; das ist gar das Wunder. — Nein, nein, nicht verdient; aber ich hab' sie. Lili! Hugo! Lili!"

Er drückte sie beide zugleich ans Herz; hielt sie fest im Arm, ihn rechts und sie links. Das alte Herz lachte in ihm; aber wie durch Thränen. Auch seine Augen konnten jetzt diese beiden Schätze seines Lebens nur durch Thränen sehn; doch war eine Art von Seligkeit auch in diesen Tropfen. „Ja, ja," flüsterte er, dann hob sich seine Stimme allmählich: „das wär' wohl ein Glück, mit euch beiden hinauszuziehen; ja, an einen Ort, wo der alte und der junge Student — — Aber Hugo! Hugo! Teurer, geliebter Thor! Ihre Liebe wärmt mich bis ins Mark hinein; aber was Sie da wollen, dürfen Sie nicht thun. Was noch werden kann, weiß ich nicht; das dürfen Sie nicht thun. So läuft man seinem Vater nicht fort ... Reden Sie jetzt nicht! Denken Sie, wo wir drei jetzt sind. Diese Stunde gehört noch nicht dem Leben. Gehn Sie zu der Toten; mit Lili. Dort, wo — Frieden ist, muß auch Frieden kommen über Ihre Seele. Da oben, wo wir uns fanden, Hugo ..."

Er lächelte ihn mit den leuchtenden, feuchten Vateraugen an. Hugo nickte nur. Der Junge gab dem Alten Recht, mit dem stummen Gesicht, mit den sich leise hebenden Händen. Neben Lili, die er jetzt nicht berührte, ging er langsam, den Kopf etwas ge-

senkt, die Stufen hinauf und trat zwischen den Vorhängen ein.

An der Wohnungsthür hörte Hellbach läuten. Ihm deuchte, er höre es schon zum zweitenmal. Da er nun gleichsam zu sich kam, fiel ihm ein, daß Frau Reiter habe fortgehn wollen und auch die Aufwärterin nicht da sei. Es ward ihm schwer, sich dem Frieden der heiligen, seligen Freude zu entreißen, die ihn jetzt erfüllte. Doch er schüttelte diesen Unmut ab und ging, um selber zu öffnen. Als die Thür sich aufthat, stand zu seiner Ueberraschung Magnus Friedeberg vor ihm, in einen leichten Pelz gehüllt.

Ein herbes Lächeln ging über Hellbachs Lippen. „Kommst du schon so früh?“ sagte er. — „Freilich, du warst ja immer ein frühaufstehender Mann. Wenn du zu mir willst, wie ich denke —“

Magnus nickte.

„Nun, so tritt denn ein. Und sag', was du willst!“

Magnus trat auch ein; er blieb aber auf dem Vorplatz stehn. „Bitte, laß uns hier —!“ antwortete er finster, die mächtigen Brauen zusammenziehend. „Ich bin bald zu Ende. Sehr wider meinen Willen bin ich noch einmal hier —“

Hellbach ließ ihn nicht weiterreden; „auf dem Gang sprech' ich nur mit Bettlern,“ fiel er ihm ins Wort. „Hast du mir was zu sagen, so gieb mir die Ehre bei mir!“ Damit ging er schon voran; aber nicht zum Salon, sondern zu seinem Schlafzimmer. Dort ließ er Friedeberg ein und folgte. Es war ein

geräumiges, lichtes Gemach mit kahlen Wänden, nach englischer Art; wenige, einfache Möbel, keine „Staubfänger". Er forderte ihn auf, sich zu setzen; Magnus blieb aber stehn. „Sag' denn deine Sach', Alter; und mir sag', was du willst. Hast du aber auch über — Andre zu reden, so wäge deine Worte; wären sie zu hart, so möcht' es dich einst gereuen!"

„Von den andern will ich nichts," entgegnete Magnus, offenbar noch ahnungslos; „ich fordere nur von dir meinen Sohn zurück. Er hat mir einen Brief gelassen und ist fort, — zu dir. Ich hab' diesen langen Brief mit Zorn, mit Kummer, doch auch mit — Verwunderung und Freude gelesen. So schrieb der sonst nicht. Es sind Töne drin, die mein Sohn nicht hatte. Er zeigt da einen — hohen Sinn. Und das alles, beteuert er, verdankt er dir. Du hast Gutes an ihm gethan, daran zweifle ich nun nicht mehr; vielleicht sogar Großes. Hab' ich dich verkannt, sei dir's abgebeten —"

„Braucht's nicht!" warf Hellbach hin.

„Aber ein neuer, wilder Trotz ist über ihn gekommen. Er will lieber auf mich verzichten, als sich mir noch fügen! Um frei seiner Leidenschaft zu folgen, will er weg von mir!" Magnus' Stimme wuchs, stieg in die Höhe, vor Schmerz und vor Zorn: „Von seinem Vater hinweg will er jetzt zu dir!"

Hellbach horchte nach dem Salon, der an dieses Schlafzimmer stieß; Friedeberg stand an der verbindenden Thür. „Bitte, nicht so laut!" warnte seine gedämpfte Stimme.

„Warum dieses feierliche Gesicht?“ fragte Magnus. „Was ist dir geschehn? — — Ich hab' dir schon gestanden, daß ich dich verkannte; Unrecht thun will ich keinem Menschen, also gewiß auch dir nicht. Aber ich bin auch ein Mensch. Ich will kein Unrecht von andern dulden, und mir keines thun. Hab' ich vielleicht zu wenig Zeit gehabt für meinen Sohn — wie sein Brief mich anklagt —, so hab' ich dafür andres gethan, das ihm als meinem Sohn Ehre machte. Hab' ich ihn etwa vernachlässigt, so that ich's in einem großen Sinn, den er mit seinem stolzen Verstand, seinem durch dich erleuchteten Kopf erkennen und verstehen muß. Wenn du dich seiner wohlthätig annimmst, wenn du ihm giebst, was ich nicht konnte, so will ich dir's danken! Aber du lockst ihn von mir hinweg —“

„Ich? — Alter Magnus!“

„Du lockst ihn von mir hinweg. Nicht nur dieses Mädchen, auch du. — Sag mir's ins Gesicht! Was für einen Zauber hast du ihm angethan, daß er mich um dich verläßt?“

„Einen Zauber? Ich?“ Hellbach lächelte. „Ich will dir sagen, was ich gethan hab': ich sah deinen Jungen — damals, bei dir — und sah, daß er ‚schief wuchs‘, dein Junge. Und es zuckte mir gleich in der Hand — und wohl auch im Herzen; denn ich“ — er zog die Achseln, mit einem langsam hervorbringenden, großen Lächeln — „ich, der ‚Egoist‘, hab' doch auch ein Herz. Und ich schlug nicht mit dem Schwert des Richters auf seine ‚Sünden‘ los, sondern ich nahm sie

sanft in meine Hände; nach meines alten Lichtenberg Wort: ‚Ehe man tadelt, sollte man immer erst versuchen, ob man nicht entschuldigen kann!‘ Und es that auch gut; seine jungen Sünden wurden, wie junge Vögel, zahm in meiner Hand ... Er aber, dein verlorener Sohn, — zuerst ward er mir gut, weil er dachte, ich sei auch seiner Sünden Knecht; jetzt — jetzt hat er mich lieb, weil er glaubt“ — Hellbach lächelte wieder — „ich sei der Meister im Guten. — Das ist meine Magie. — Behalt' du die Menschheit, Magnus, der du großes thust, und die dich bewundert. Mir laß meine Menschen, meine wenigen — und gönn' mir die Liebe ihrer jungen Herzen!“ — —

Magnus Friedeberg stand lange still, mit der Unbeweglichkeit, die seiner kleinen, harten Gestalt so natürlich war. Er runzelte die Brauen, doch nur aus Ergriffenheit; er mochte nichts erwidern. „Also mein Sohn hat Recht,“ sagte er nach diesem Schweigen. „Du bist nicht mehr der Gottfried Hellbach, den ich kannte; der ewig gärende, unfertige — nun ja, der ‚Egoist‘, wie ich dich wohl nannte. Aus dir hat das harte Leben einen — — einen Mann gemacht!“

„Sag' lieber, einen Menschen, Magnus,“ erwiderte Hellbach schlicht.

„Auch das; wie du willst. Kurz, in dir ist mehr — mehr — als ich dachte. Kurz, mein Sohn hat Recht! — — Aber wollt' ich dir auch Hugos Herz nun lassen — und wollt' ich ihn auch, wenn ich wieder übers Wasser gehe, bei dir in Europa lassen — gut

enden kann dies doch nicht. Nie! Ich kann Hugos Herz nicht auch diesem Mädchen lassen; nicht dem Kind dieser Frau, die für mich tot war und bleiben muß —"

„Sie ist tot," sagte Hellbach.

Magnus starrte ihn an, als versteh' er nicht. „Was sagst du?"

„Sie ist tot."

„Wer? — Henriette?"

Hellbach sah und fühlte, die Zeit sei gekommen; er griff an Magnus vorbei nach dem Drücker der Thür, die in den Salon führte, und öffnete sie. „Bitte, tritt ein," sagte er dann mit wenig Stimme. „Da die Stufen hinauf. Es ist ihr sehr recht, daß du sie noch siehst; sie kann dich nicht mehr sehn."

Magnus zögerte; Hellbach ging voran und zog die Vorhänge zurück. Man konnte nun Henriette erkennen, die auf dem Diwan lag, die Hände noch wie im Sterben beisammen, den großen, ernsten Frieden des Todes auf dem Matronengesicht. Da sie noch in den Kleidern von gestern war, hätte Magnus denken können, sie habe sich nach dem Gespräch mit ihm ein wenig schlafen gelegt. Lili kniete neben ihr; Hugo, am Fußende des Diwans, blickte auf sie hinab.

Ohne zu sprechen, winkte Hellbach. Lili, die sich erhob, und Hugo verließen das Totengemach und kamen die Stufen herunter. Nach einem Gruß mit dem nickenden Kopf ging Friedeberg langsam an ihnen vorbei, diesen kurzen letzten Weg, um der Schwester

noch einmal ins Gesicht zu sehn. Als er oben war, zog Hellbach die Vorhänge wieder zu; sie waren mit Henriette allein.

„Magnus," sagte er leise, „du wirst da in ihrer Hand ihr — Vermächtnis finden. Nimm es!"

Friedeberg blieb noch eine Weile still. „Entwaffnender, jammervoller Anblick!" murmelte er dann. Seine Augen gingen wieder fragend zu Hellbach: „So über Nacht — wie vom Blitz erschlagen —"

„Auf dem Papier in ihrer Hand steht geschrieben, denk ich, was für ein Blitz sie erschlagen hat. Nimm das Blatt und lies!"

Der Bruder trat näher zur Toten hin; das zusammengedrückte Papier sah zwischen ihren Händen hervor. Es kostete ihn doch einen starken Entschluß, den Arm danach auszustrecken; als er es gefaßt hatte, bebte beides, der Arm und das Blatt. „Fest," sagte er dann leise. „Zu fest." — Die marmorne Hand ließ nicht los.

„Es wird schon gehn," murmelte Hellbach. „Deiner toten Schwester wirst du doch nichts mehr verweigern. Sie schrieb das für dich. Also nimm's."

Friedeberg zog fester. Allmählich löste sich das Blatt aus der Hand; nachdem er die Finger sacht ein wenig geöffnet hatte. Er entfaltete es und las; Hellbach, ihm über die Schulter blickend, las mit.

In großen, ungleichen Buchstaben und kurzen Zeilen stand darauf geschrieben: „Ich sterbe für mein Kind. Bruder, dein letztes Wort zu der Lebenden war: ‚Die Frau meines Sohnes nehme ich nicht aus deiner Hand'.

Sterbend geb' ich mein Kind ihrem lieben Vater Robinson. | Aus seiner reinen Hand nimmst du vielleicht die Gattin deines Sohnes. Henriette."

Friedeberg schien es zweimal zu lesen: so lange hielt er sein Gesicht dem Blatt zugewendet. Als er sich dann mit der freien Hand die Augen bedeckte, zitterte das Papier in der andern fort. — „Nun, Magnus?" fragte Hellbach endlich. „Bist und bleibst du hart? Giebt's bei dir keine Sühne, auch nicht durch den Tod?"

„Sühne," sprach Friedeberg fast unhörbar nach. „Sühne wohl ..."

„Du bist ein tapferer Mann, Magnus, ein Selbstüberwinder. Hast du mehr gekonnt als die? Oder glaubst du, du könntest mehr? — Schau sie noch einmal an. Sie war wie ein Mensch, der durch dies oder das seinen Adel verloren hatte; sie hat ihn sich wieder erkämpft. Schau sie an, Magnus. Ob du den Adel nicht siehst."

Friedeberg sah hin. — „Doch, doch," raunte sein jetzt weicher Baß.

Hellbach hörte diesen erweichten Ton; nun griff er dem Alten noch einmal ans Herz. „Schau, ob sie nicht Adel genug hat für sich und ihr Kind!"

Jetzt starrte Friedeberg in Hellbachs Gesicht. Es zuckte einige Male in seinen scharfen, großen Zügen. — „Hm!" brachte er dann nur heraus.

Er hielt aber ruhig still, als Hellbach ihm eine Hand auf die Schulter legte und ihn sanft herumdrehte, von der Toten weg dem Wohnzimmer zu. Hell-

bachs andre Hand hob einen der Teppiche zurück, sie sahen nun die beiden Jungen; Hugo stand an die Wand gelehnt, Lili saß am Tisch. „Schau auch ihre Tochter an," flüsterte Hellbach. „Wie viele Töchter hast du denn schon gesehn, die so gute Augen haben und so ein liebes Menschengesicht? — Und ich kenn' sie, Magnus. Da wächst viel. Die blüht noch einmal so — daß es eine Pracht ist. Glaub' mir, es wählt nicht oft ein junger Mann so gut, wie Hugo Friedeberg!"

Magnus lächelte. Es war aber kein ablehnendes, vernichtendes Lächeln, wie er's sonst wohl liebte. Er durchbohrte Lili noch eine Weile mit den großen Augen. Dann sah er wieder in das Blatt hinein; schlug leise mit den Fingern auf die Worte: „Sterbend geb' ich mein Kind ihrem lieben Vater Robinson. Aus seiner reinen Hand — —"

„Alle hängen an dir," stieß er hervor. „Alle lieben dich. Wunderlicher, — wunderbarer Mensch du! — — Das ist Henriettens ‚Vermächtnis', sagst du. Nun, so nimm du's; dir hat sie ja ihre Tochter vermacht. Da hast du's. Magst du es vollstrecken!"

„Wie soll ich das?" sagte Hellbach. „Ich versteh' dich nicht."

„Ich lass' ihn dir hier, meinen Sohn. Führ' ihn auf seinem ‚neuen Weg'; du kannst das besser als ich. In Gottes Namen, er soll dir, seinem ‚Retter', seinem ‚Meister' folgen, bis er — dich ausgelernt hat —"

„Magnus!"

„Und dann geben wir ihm dein Kind — wenn die Blüte wirklich so wie die Knospe wird — und ich will sie segnen!"

Hellbach sah so lange stumm in Friedebergs Augen, bis dieser zu lächeln anfing; dann griff er nach seiner Hand. „Ich danke dir; Magnus, ich danke dir," wußt' er nur zu sagen. — „Hab' dich immer für ein großes Herz gehalten —"

„Laß das!" fiel Friedeberg ihm ins Wort. Zögernd, mit Ueberwindung setzte er hinzu: „Ich glaube, du bist besser als ich."

„Hugo!" rief er dann mit gedämpfter Stimme.

Hugo kam und stieg hinauf; der Vater, um ihm einstweilen ohne Worte sein Gefühl zu zeigen, reichte ihm die Hand und zog ihn an seine Brust. So sagte er auch zu Lili jetzt nichts; er grüßte sie aber noch einmal mit den Augen, warm, mitfühlend, herzlich. Auch ein gewisses Leuchten des Wohlgefallens flog noch hinterdrein.

„Henriette!" seufzte er darauf plötzlich und wandte sich wieder dem Diwan zu. „Die Schwester," murmelte er. — „Die einzige. — — Ich will sie küssen, Gottfried."

„Amen!" sagte Hellbach.

Friedeberg neigte sich langsam auf Henriette herab. Er küßte ihre Lippen.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.